

Salvator weltweit

Kind sein





Kind sein



10

MENSCHWERDUNG: Immer neu gestärkt vom Wunder der Geburt engagieren sich Hebammen allerorten für die Schwangeren und den Nachwuchs.

RECYCLING-SPIELZEUG: Bitte einsteigen! Die schöpferische Kraft der Kinder lässt für unsere Welt hoffen.



24

KINDERANWÄLTE UND MEHR: Auf den Philippinen haben Salvatorianerinnen und Salvatorianer ein nachhaltiges Netzwerk zum Schutz der Kinder geknüpft.



32

INHALT

- 04 „LEHRT ALLE VÖLKER“
Besonders die Kinder
- 10 MÜTTER UND BABYS
Geburtshelferinnen berichten
- 16 PERSPEKTIVEN IN DER HEIMAT
Kindheit und Jugend in Albanien
- 20 HAT GOTT EINE FRAU?
Anton A. Bucher: Kindertheologie
- 22 AMALS ACONDRPLACIA
Danke!
- 24 SICH IM SPIEL ERFINDEN
Wie spielen Kinder anderswo?
- 28 DER NAME EINES KINDES
Betrachtung
- 30 TEENAGERMÜTTER
Sozialzentrum in Kolumbien
- 32 KINDER STARK MACHEN
Kinderrechte auf den Philippinen
- 35 DEM MISSBRAUCH WEHREN
Dr. Franz Marcus pro Kindesschutz
- 38 KINDHEIT AUF DEM DORF
Sr. Klara Berchtold SDS erzählt
- 42 MIT ELF INS INTERNAT
P. Georg Fichtl SDS erinnert sich
- 46 DIE FREIHEIT FINDEN
Ein Zuhause für Kinder in Rumänien
- 50 VON KINDERN LERNEN
Junge Freiwillige
- 52 AKTIV WERDEN
Schulpartnerschaft
- 54 PREISRÄTSEL/IMPRESSUM
Mitmachen und gewinnen
- 55 KINDERGESCHICHTEN
Medientipps
- 56 KONTAKT

REDAKTIONSTEAM SALVATOR WELTWEIT



P. Georg Fichtl SDS
Missionsprokurator
Deutschland
Salvatorianer Weltweit



Stefanie Adam
Referentin PR und Spenden
Salvatorianer Weltweit



Lukas Korosec
Missionsprokurator Österreich
Salvatorianer Weltweit



Ursula Schulten
Projektreferentin
Salvatorianerinnen weltweit



Petra Gramer
Referentin PR und Spenden
Salvatorianerinnen weltweit

Liebe Leserinnen und Leser,

vor rund 30 Jahren, am 20. November 1989, verabschiedeten die Vereinten Nationen die UN-Kinderrechtskonvention. Diese formuliert weltweit gültige Grundwerte für Kinder über alle sozialen, kulturellen, ethnischen oder religiösen Unterschiede hinweg. Durch die Ratifizierung haben sich alle Staaten – außer den USA – dazu verpflichtet, die Rechte von Kindern zu achten und für ihre Einhaltung zu sorgen.

Aufgrund globaler Anstrengungen hat sich die Lebenssituation von vielen Kindern bis heute deutlich erhöht: Die Kindersterblichkeit hat sich mehr als halbiert. In 129 Ländern gehen gleich viele Mädchen wie Jungen in die Schule. Auch die chronische Mangelernährung bei Kindern hat um mehr als 40% abgenommen. Trotz all dieser Fortschritte sind allerdings nach wie vor zahlreiche Kinder stark benachteiligt: Die ärmsten Kinder haben ein doppelt so hohes Risiko an chronischer Unterernährung zu leiden und noch vor ihrem fünften Geburtstag zu sterben als jene in reichen Ländern. Mehr als 100 Millionen Kinder weltweit gehen nicht zur Schule. Die Anzahl von Kindersoldaten wird auf 250.000 geschätzt. Und sechs von zehn Kindern zwischen 2 und 14 Jahren erleben regelmäßig körperliche Strafen.

Salvatorianerinnen und Salvatorianer setzen sich weltweit in verschiedenen Projekten für die Rechte der Kinder ein, etwa für das Recht auf Bildung, Gleichheit, Gesundheit oder das Recht auf Förderung bei Behinderung. Diese Ausgabe des „Salvator Weltweit“ beleuchtet ganz unterschiedliche Aspekte zum Thema „Kindsein“ im globalen Kontext: Wir gewähren Ihnen etwa einen Einblick in den Alltag von Hebammen in Wien und Tansania und berichten vom Einsatz für den Kinderschutz auf den Philippinen. Der Theologe Anton Bucher aus Salzburg schreibt über das Thema „Kindertheologie“ und unsere ehemaligen MaZ-Freiwilligen erinnern sich, wie sie das „Kindsein“ im Ausland wahrgenommen haben.

Trotz der zweifellos gerechtfertigten Kritik an kirchlichem Personal in Bezug auf den Missbrauch von Kindern soll hier auch festgehalten werden, dass sich die große Mehrheit von Priestern, Ordensbrüdern und Ordensschwestern sowie Laien im Rahmen unterschiedlicher Sozialeinrichtungen, insbesondere in den benachteiligten Regionen in den Ländern des Südens, für Kinder in Armut überaus engagiert und ehrlich eingesetzt haben und einsetzen. Denn, wie der Papst schreibt, sie sind „das Licht der Welt“.

Wir wünschen Ihnen eine interessante Lektüre!

Ihr Redaktionsteam

„Die ärmsten schmutzigen Straßenkinder galten bei ihr als die Lieblinge Gottes und sie hatte für sie stets ein mütterliches Mitgefühl.“

... Für die Armen und Waisenkinder hätte sie alles geopfert.“

Über die Selige Maria von den Aposteln, „Mitgründerin der Salvatorianerinnen“, aus: „Erinnerungen der Schwestern“, S. 232



„Lehrt alle Völker, besonders die Kinder“

P. Franziskus Jordan (1882)

TEXT: Stefanie Adam, Lukas Korosec

Kaum ein Auftrag unseres Gründers Pater Franziskus Jordan schlägt sich so stark in unserer sozialen Arbeit nieder wie dieser. Über 70% unserer weltweiten Projekte drehen sich um Bildung, über 45.000 Kinder und Jugendliche besuchen unsere Einrichtungen – hier in Europa und weltweit. Grund genug sich auf die Suche nach Gemeinsamkeiten zu machen: Was haben ein Lerncontainer auf den Philippinen, ein Tanzkurs in Caracas, und ein Klassenzimmer voller Ipad's in der Eifel gemeinsam? Gibt es so etwas wie ein Salvatorianisches Bildungskonzept?

„Als es hier noch keine Schule gab, war ich den ganzen Tag beim Fischen oder flickte Netze. Heute klingt um 7:30 Uhr die Schulglocke und ich sitze in meiner Bank. Mein Leben hat sich komplett verändert,“ erzählt der 11jährige Noah aus Deepi Island, Sambia. So wie Noah ging es vielen Kindern in den 13 Ländern, in denen Salvatorianer in den vergangenen Jahrzehnten Schulen gebaut oder übernommen haben. Bildung ist ein Menschenrecht heißt es in der UN-Charta, doch die Realität sieht häufig anders aus. An vielen Orten der Welt sind Schulen erst gar nicht erreichbar oder für die arme Bevölkerung nicht finanzierbar. Oft müssen die Kinder arbeiten und zum Lebensunterhalt der Familien beitragen – für Bildung bleibt keine Zeit.

Kinder brauchen Bildung – auch in den entlegensten Regionen der Welt wie hier in Deepie Island in Sambia. Nach 10 Jahren lernen die 150 Kinder dort endlich das Lesen, Schreiben und Rechnen.

**Pater Franziskus Jordan:
Ein Stipendiat mit einer Vision**

Dabei muss man gar nicht in die Ferne schweifen. Geht man einige Jahrzehnte zurück, war auch bei uns der Besuch einer höheren Schule den Gutsituierten vorbehalten. Unser Gründer Pater Jordan durfte dies am eigenen Leib erfahren. In armen Verhältnissen geboren, besaß die Familie nicht genug Mittel, um ihn auf das Gymnasium oder gar zur Universität schicken zu können. Doch er hatte das Glück als einer von sieben Stipendiaten der Kurt'schen Stiftung akzeptiert zu werden und so das Abitur und sein Theologiestudium finanzieren zu können. Die Stipendiengelder zahlte er viele Jahre lang, selbst noch als Generaloberer der Salvatorianer, in den Fond zurück und ermöglichte so anderen bedürftigen Kindern ein Stipendium und eine gute Ausbildung.



Bildung braucht keine Schule: In einem umgebauten Container in den Slums von Manila haben 1.800 Kinder und Jugendliche in den letzten 10 Jahren die Schulbank gedrückt.

Diese Erfahrung prägte Pater Jordan tief und mit ihm die gesamte Vision unserer Ordensgemeinschaft. Bildung soll und muss allen zugänglich sein und jedem Kind die gleichen Chancen eröffnen. Umso mehr an Orten, die vernachlässigt und vergessen werden, also gerade in den Armenvierteln und entlegenen Regionen, in denen wir Salvatorianer häufig leben und arbeiten.

Bildung für alle und überall

Laitkynsew in Indien, Kipkaren in Kenia und Deepie Island in Sambia sind nur drei Beispiele von Orten, an denen wir in den letzten Jahren baufällige Schulgebäude übernahmen. Die Kinder in diesen entlegenen Regionen hatten oft über Jahre keine Chance auf Bildung. Heute lernen sie lesen, schreiben und rechnen in den renovierten Gebäuden. Und wenn – wie im Megalaya-Gebirge im Nordosten Indiens – die Wege für die Schüler zu weit sind, hat ein angrenzendes Internat Plätze frei. Dass es aber nicht immer Stein auf Stein sein muss, zeigt „Puso Sa Puso“ in den Armenvierteln der philippinischen Hauptstadt Manila. Auch in einem umgebauten Container lässt sich unterrichten. Auf wenigen Quadratmetern lernen die Kinder und Jugendlichen dort für den staatlich anerkannten Schulabschluss.

Jeder Morgen beginnt mit einem Gebet – nicht nur in der „Mater Salvatoris School“ in Kenia.

Dass Bildung der nachhaltigste Weg ist, um der strukturellen Armut zu entkommen, ist Teil der Aufklärungsarbeit, mit der die Sozialarbeiter der Einrichtung in Manila auf die Eltern zugehen. Dort wie andernorts führt dies zum Umdenken: Eltern schicken ihre Kinder zur Schule, auch wenn sie dann nicht mehr länger zum Lebensunterhalt beitragen können. Es ist dieses Vertrauen auf ein besseres Leben für die eigenen Kinder, dass Mütter wie Thelma Mubita aus Sambia bewegt: „Keiner von uns kann lesen und schreiben. Die Zukunft unserer Kinder wird anders sein. Sie werden es leichter und besser im Leben haben“, schreibt sie uns.

Glaube heißt Entfaltung, Begegnung und Verstehen

„Heil“ und „Erlösung“ bedeutet der Name unserer Bildungseinrichtung „WOKOVU“ in der Demokratischen Republik Kongo. Er lässt durchklingen, dass Spiritualität einen festen Platz im Lehrplan hat, ebenso wie die christliche Soziallehre. Deren Hauptanliegen ist es, jedem Menschen die Teilhabe und Mitwirkung an der Schöpfung Gottes zu ermöglichen. „Bildung befreit von Unwissenheit im formalen wie im zwischenmenschlichen Bereich“, schreibt uns Bruder Basile Kahande SDS, Koordinator der sozialen Projekte im Kongo. Schon für Pater Jordan war die Einheit mit Gott untrennbar mit der Einheit unter den Menschen verbunden. Die Primar- und Sekundarschule und der angeschlossene Kindergarten schaffen ein menschliches Miteinander, in dem sich jeder Mensch voll entfalten kann. „Respekt und Liebe sind wichtig für die Arbeit, die wir verrichten“, erzählt der Lehrer Pascal Kankonde. Und seine Kollegin Elisabeth Nakonde berichtet, wie sehr die gesamte Lehrer- und Schülerschaft von diesem Lernumfeld profitiert.





Ein friedliches und glückliches Miteinander lernen die Kinder in „WOKOVU“, Kongo, von Klein auf.

In „WOKOVU“, wie an allen anderen Schulen, hat das tägliche Morgengebet einen festen Platz. Zusätzlich lassen Gottesdienste, Besinnungstage, Exerzitien, ja sogar ein Prayerfestival Glauben lebendig werden. Weltweit sind unsere Schülerinnen und Schüler eingeladen, Glauben aktiv mitzugestalten – nicht nur im Gottesdienst. 2017 wurde im Hermann-Josef-Kolleg in Steinfeld der neue Raum der Stille eingeweiht. Am Entwurf waren Schülerinnen und Schüler maßgeblich beteiligt.

Der gelebte Glaube steht für uns Salvatorianer auch für Begegnungen mit anderen Religionen. Am Salvatorkolleg in Bad Wurzach wurden im vergangenen Jahr zusätzlich muslimische Gebete in das Morgengebetbuch aufgenommen. Die Schule will so auch den Schülerinnen und Schülern muslimischen Glaubens – immerhin 10% der Schülerschaft in Bad Wurzach – die Möglichkeit geben, ihren Glauben zu leben und mit anderen zu teilen. Auch an unserer Schule „Mater Salvatoris“ in Kenia ist laut Schulleiter Pater Justin Tesha SDS das Verständnis für fremde Kulturen fester Bestandteil der Lehre: „Von Anfang an lernen die Kinder Respekt gegenüber Menschen anderer Religionen, Stammeszugehörigkeit und Hautfarbe.“ Dass dieses „Heilen“ von interkulturellen Konflikten dabei über die Schulgrenzen hinaus seine Wirkung entfalten kann, zeigt sich im Rückgang der Stammesfehden in der näheren Umgebung der Schule.

Der Nächste lebt auch am anderen Ende der Welt

Der Akt der Begegnung endet also nicht am Schultor. Für uns als internationale Ordensgemeinschaft mit Standorten in über 40 Ländern rückt die Welt näher. An unserer Universität in Morogoro, Tansania, kommen über 2500 Studierende – Seminaristen und Laien – aus zahlreichen Regionen innerhalb und außerhalb Tansanias zusammen. Das Jordan University College, kurz JUCO, legt großen Wert auf Internationalität durch Kooperationen mit Universitäten in den USA und Europa, durch Gastdozenten aus anderen Ländern und durch ein internationales Leitungsgremium. Diese Vielfalt bereichert die Lehre, das stellen auch die Studenten wie Grego Lusawi aus Malawi fest: „*Hier lernt man sehr viel, auch durch die Interaktion mit anderen Studenten aus verschiedenen Ländern.*“

Lern- und Lebenserfahrung im Ausland sammeln auch die Schüler des Salvatorkollegs in Bad Wurzach. „Ich will weg“ heißt das Programm, mit dem Schülerinnen und Schüler Schulen von Neuseeland über Südafrika bis nach Australien besuchen können. Die Erfahrung in der Fremde dauert bis zu einem Jahr. „In dieser Zeit lernen die Schüler sich besser kennen und kehren verändert zurück“, erzählt Schulleiter Pater Friedrich Emde SDS. „Das ist ganz im Sinne des weiten Blicks unseres Gründers.“ Neben der eigenen Lernerfahrung



© Daniel Hayduk

Hier trifft sich die Welt zum Universitätsstudium. 2500 Frauen und Männer – Laien und Seminaristen – aus aller Welt studieren am Jordan University College bei internationalen Dozenten.

macht dieser Blick über die Grenzen auch solidarisch. An den deutschen Schulen von Berlin bis Bad Wurzach engagieren sich Lehrer, Schüler und Eltern für Salvatorianische Schulen in den Ländern des Südens. Erst im Februar konnte durch eine Spende des Hermann-Josef-Kollegs in Steinfeld ein zweiter Lerncontainer für unsere Schule auf den Philippinen beschaffen werden.

Der ganze Mensch im Blick

Weit gefasst ist nicht nur der Blick in die Ferne. Im Fokus steht der Mensch mit all seinen Bedürfnissen und Talenten. In diesem Jahr führte die Versorgungskrise in Venezuela dazu, dass die Kinder an unseren vier Schulen in den Armenvierteln der Hauptstadt Caracas an Hunger litten. Seit dem 8. April wird dort nun täglich an alle 1622 Schülerinnen und Schüler eine Mahlzeit verteilt. Was hier als Notfallhilfe organisiert wurde, hat an vielen anderen Schulen einen festen Platz. In Manila gehört nicht nur die tägliche Mahlzeit zum Bildungsprogramm, einmal im Monat erhalten die Kinder und Jugendlichen zusätzlich einen Sack Reis für die Familie. Das motiviert die Eltern zusätzlich ihre Kinder in den Unterricht und nicht zur Arbeit zu schicken.

„Körper und Geist“ haben Patres und Brüder in ihren Workshops für Kinder und Jugendliche im Blick. Mit Sport, Musik und Kunst sollen die Talente der Kinder gefördert werden. Allein in Venezuela haben mittlerweile über 500 Kinder die Workshops besucht. Sie bilden einen sicheren Raum inmitten der alltäglichen Gewalt, in der die Kinder aufwachsen müssen. Dort lernen sie Selbstvertrauen und Miteinander als

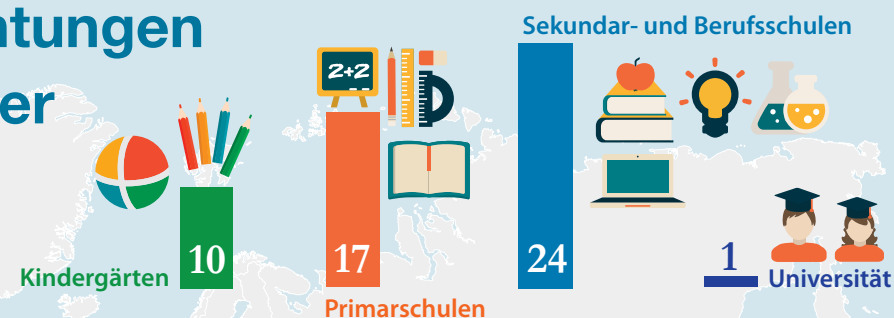


Niemand kann mit leerem Magen lernen. Vielerorts gehört die tägliche Mahlzeit zum Unterricht und sichert die gesunde Ernährung von Kindern aus armen Familien oder in Krisengebieten, wie hier in Caracas, Venezuela.



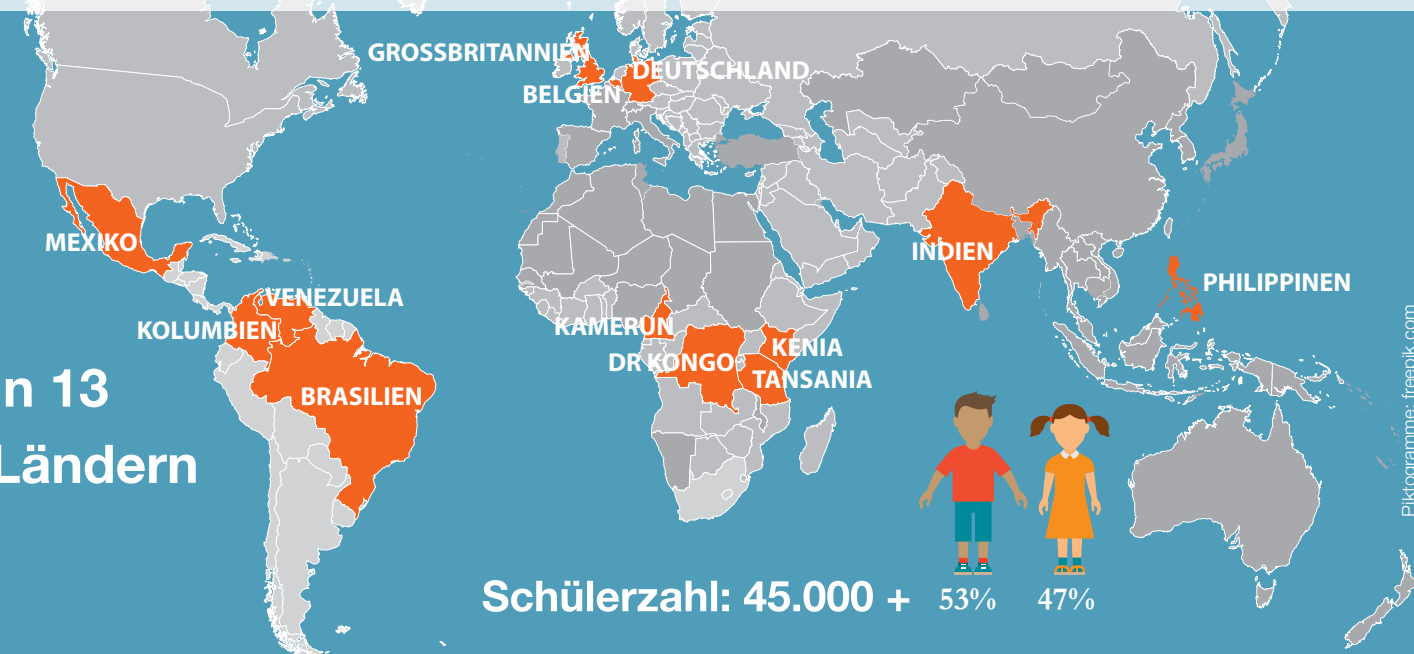
Direkt von der Schule in den Beruf: Mit Informatik und Elektrotechnik stehen den Mädchen und Jungen in Katanga, DR Kongo, alle Türen offen.

Bildungseinrichtungen der Salvatorianer weltweit



in 13 Ländern

Schülerzahl: 45.000 +



Piktogramme: freepik.com



Jeder Mensch hat Talente – gefördert werden sie mit Kunst- und Sportworkshops wie hier in Venezuela. Denn eine ganzheitliche Erziehung geht über formale Bildung hinaus.

Alternativen zu Gangs, Drogenmissbrauch und Kriminalität. Bildung jenseits des Unterrichts findet auch am Salvator-kolleg Bad Wurzach statt: Robotik, Theater, Sprachen, Musik sind einige der Bestandteile der Begabtenförderung, die durch die Friedrich-Schiedl-Stiftung ermöglicht wird. „*Es geht nicht um Hochbegabte, sondern um Begabungen*“, beschreibt Pater Friedrich Emde das Förderprogramm. Ziel sei es, die Kinder und Jugendlichen bei der Identitätsfindung erzieherisch zu begleiten – mit Kopf, Herz und Verstand.

Mit allen Mitteln und moderner Methodik

So zeitlos die Werte, so modern sind Fächer und Methoden, die an unseren Schulen vermittelt werden. MINT steht für Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technik und ist derzeit eines der großen Schlagworte in der Bildungspolitik. Die Fächerkombination soll die junge Generation fit für die moderne Arbeitswelt machen. An unserer Schule WOKOVU im Kongo gehört sie bereits zum Standard. Die Schule hat sich auf Computer, Elektronik und Elektrotechnik spezialisiert. Dort in der kongolesischen Provinz Katanga sind diese Bereiche von Unternehmen besonders gefragt. „*Unsere Schüler finden nach dem Abschluss leicht eine Anstellung*“, erzählt Bruder Basile, „*WOKOVU trägt so zum sozioökonomischen Aufschwung des Landes bei.*“

Als eine von einundvierzig so genannten „SmartSchools“ deutschlandweit nimmt das Hermann-Josef-Kolleg in Steinfeld sogar eine Vorreiterrolle in Sachen „Digitalisierung“ ein. Allen Schülerinnen und Schülern ab der siebten Klasse wird kostenfrei ein Tablet-PC zur Verfügung gestellt – finanziert durch die Stiftung Kloster Steinfeld.



Das Ipad gehört zum Unterricht in Steinfeld, Deutschland. Mit den Tablets lernen alle Schüler ab der 7. Klasse nicht nur deutlich leichter und schneller, sondern auch den kritischen Umgang mit den neuen Medien.

„*So wird Chancengleichheit hergestellt*“, berichtet Thomas Frauenkron, Leiter der Schule. „*Alle sollen partizipieren: Schüler, Lehrer, Fachschaften.*“ Noch ersetzt das Tablet nicht gänzlich Schulbuch und Tafel, aber in vielen Fächern kann durch den Einsatz von Videos, Animationen etc. Wissen anschaulicher vermittelt werden. Dabei geht es nicht nur um den schnellen Lernfortschritt, auch der kritische Umgang mit den digitalen Medien soll laut Lehrer Pater Paul Cyris SDS intensiv geübt werden. Für diese wegweisende Umstellung auf das digitale Lernen durfte Schulleiter Thomas Frauenkron in diesem Jahr gleich zwei renommierte Auszeichnungen entgegennehmen. Schon allein angesichts der ständig fortschreitenden Technik ist dies aber für ihn kein Grund stehen-zubleiben: „Das Projekt lebt davon, dass wir es ständig weiterentwickeln.“

Am Ende der Reise durch unsere weltweiten Bildungseinrichtungen steht fest: Das Salvatorianische Bildungskonzept hat vor allem eines: einen universellen Anspruch und einen ganzheitlichen Ansatz. Das ist ein großer Auftrag an uns, aber einer der sich mehr als lohnt, weil sich für 45.000 Kinder und deren Familien durch unsere Einrichtungen Chancen auf ein zufriedenes, selbst bestimmtes Leben eröffnen.

„Eine Geburt ist immer ein Wunder und ein Geschenk.“

Am Anfang des Christentums stand eine Geburt. Mit der Menschwerdung Gottes begann die Heilsgeschichte, an deren Ende das Leben über Leid und Tod siegt. Mit jeder Geburt eines Kindes wird dieses Geschenk Gottes an uns Menschen von Neuem greifbar. An vielen Orten der Welt helfen Salvatorianerinnen und Salvatorianer in ihren Krankenhäusern und -stationen, dass Kinder zur Welt kommen können. Die „Salvator weltweit“-Redaktion hat drei Krankenschwestern und Hebammen aus Deutschland, Österreich und Tansania virtuell an einen Tisch gebracht und mit ihnen über das Wunder der Geburt gesprochen.

IM GESPRÄCH MIT HEBAMMEN UND KRANKENSCHWESTERN: Petra Gramer & Lukas Korosec

Sr. Margaritha Prisching SDS
seit 1957 Salvatorianerin
48 Jahre lang tätig
als Hebamme im
St.-Josef-Spital in
Wien.



Sr. Margaritha, Frau Mapunda, Sie sind beide Hebammen. Warum haben Sie sich für diesen Beruf entschieden?

Sr. Margaritha: Schon meine Mutter wollte Hebamme werden, aber leider war das Geld nicht da. Als ich ihr sagte, dass ich Hebamme und sozusagen ihr verlängerter Arm werde, hatte sie die größte Freude. Mich trieb damals, als ich als junge Ordensfrau gefragt wurde, was ich tun möchte, der Gedanke: Mit diesem Dienst kannst du zwei Menschen zur gleichen Zeit helfen, es ist immer neues Leben, und das ist immer ein großes Geschenk. Ich war 48 Jahre lang Hebamme, immer im St.-Josef-Spital. Der Beruf der Hebamme ist etwas Besonderes, weil man bei einer Geburt bis zum Ende nicht weiß, wie es ausgeht. Mir war immer sehr wichtig, dass ich den Frauen etwas Positives sage, um die Sorgen und Ängste der werdenden Mütter etwas zu minimieren. Man spricht heute zu viel von den Risiken.



Hebammen wie die 49-jährige Kwege A. Mapunda sorgen im ländlichen Tansania für sichere Geburten.

Anja Wolter ist Fachkraft für Krankenhaushygiene und Infektionsprävention im Krankenhaus „Maria von den Aposteln“, Mönchengladbach. 2017 hospitierte sie 5 Wochen in den Krankenstationen der Salvatorianerinnen in Tansania.



Mütter- und Kindergesundheit in Tansania

Eine Mut machende Nachricht: Die Kindersterblichkeit ist zwischen 2007 und 2017 gesunken. Damals starb jedes 11. Kind, mittlerweile ist es eines von 18.

Eine schlechte Nachricht: Die Müttersterblichkeit ist nach wie vor hoch: Von 100.000 Müttern sterben 578. In Deutschland und Österreich sind es 6 bzw. 4. Die Hälfte der Geburten in Tansania finden zu Hause, ohne fachkundige Versorgung, statt.

Weitere Herausforderungen: Unzureichende Transportsysteme und Verfügbarkeit von Medizin, Mangel an qualifiziertem Personal, mangelhafte Wasserversorgung, weit verbreitete schwere Krankheiten wie Malaria, AIDS, Hepatitis A, Cholera und Typhus.

Ohne die kirchlichen Einrichtungen wäre die Situation noch viel schlimmer. Fast die Hälfte der Gesundheitseinrichtungen sind in Trägerschaft religiöser Institutionen.

Wie begleiten Sie heute schwangere Frauen auf dem Land?

Kwege A. Mapunda: Zunächst einmal ist es notwendig, dass beim ersten Termin während der Schwangerschaftsvorbereitung Mutter und Vater des Kindes dabei sind, um beide über den Klinikprozess aufzuklären. Die Mutter muss anschließend regelmäßig zu uns kommen, damit wir ihren Urin und ihr Blut auf Mangelerscheinungen, aber auch auf Krankheitserreger wie HIV hin testen können. In den ersten drei Schwangerschaftsmonaten muss die Frau außerdem eine Malariaprophylaxe einnehmen, denn in dieser Zeit kann eine Erkrankung eine gefährliche, im schlimmsten Fall tödliche Auswirkung auf den Embryo haben. Nach der Geburt verbringt die Frau 24 Stunden auf der Geburtsstation, anschließend wird sie entlassen. Es ist Pflicht, dass sie nach 7 Tagen wiederkommt, damit wir die Entwicklung des Neugeborenen beobachten können. Falls es vorher Probleme gibt, beispielsweise mit dem Stillen, sollte uns die Frau mit ihrem Baby sofort aufsuchen. Auch in der Folgezeit kommen Mutter und Kind regelmäßig zu uns, damit wir die Fortschritte des Kindes dokumentieren, es wiegen und impfen können.

Frau Wolter, Sie kennen den Krankenhausalltag in Deutschland und haben ihn auch in Tansania erlebt. Was ist Ihnen zum Thema Geburt aus Ihrer Zeit in Tansania besonders in Erinnerung geblieben?

Anja Wolter: Was ich wirklich erstaunlich fand, ist, dass die Frauen in Tansania während der Geburt ihres Kindes kaum schreien, trotz der Schmerzen, die sie selbstverständlich auch empfinden. Bisweilen hat mir nur die Traube warten-der Angehöriger, übrigens ausschließlich weiblich, vor der Krankenstation verraten, dass da gerade eine Frau ihr Kind zur Welt bringt.

Der Umgang mit Schmerz

Wie wurde Ihnen das erklärt? Und wie halten die Frauen den Schmerz aus?

Anja Wolter: Für die Menschen in Tansania stellt eine Geburt das höchste Glück dar, und für die Frauen ist es unvorstellbar, ihr Kind mit Schmerzensschreien in der Welt willkommen zu heißen. Still daliegen können sie während der Wehen aber natürlich nicht, sie bewegen sich viel hin und her. Die Frauen in Tansania haben nicht den Luxus, zwischen verschiedenen Geburtsmöglichkeiten zu wählen wie in Deutschland. Wehenfördernde Mittel gibt es auf den Krankenstationen übrigens nicht immer. Die Geburten dauern hier bei Komplikationen manchmal lange. Krankenschwestern bzw. Hebammen und – sofern vor Ort – ein Arzt leisten die bestmögliche Versorgung und Unterstützung mit dem, was vorhanden ist.

Kwege A. Mapunda: Ich versuche den Schmerz der Frau zu lindern, indem ich sie während der Geburt beruhige und an ihrer Seite sitze. Ich tröste und beschwichtige sie und sage, dass der Schmerz nur für eine kurze Zeit anhält und sie danach von den Schmerzen befreit ist. Zusätzlich motiviere ich

Guter Zuspruch hilft bei den ersten Wehen.

Vorsorgeuntersuchung

AMRI YA KWANZA
KUFUATA KIPIMO YA MAMA WA MIMBA KADIRI MARE INE



Blick in den Kreißsaal

Wöchnerinnen-Station

sie, indem ich ihr sage, dass andere Frauen vor ihr es auch schon geschafft haben. Körperkontakt kann außerdem helfen, den Schmerz zu lindern, zum Beispiel durch Streicheln des Bauches.

Wie wird den Frauen im St.-Josef-Spital der Geburtsschmerz erleichtert?

Sr. Margaritha: Heutzutage gibt es ja eine ganze Bandbreite an Schmerzmitteln. Wichtiger ist aber die positive Einstellung der Frau, das habe ich immer zu vermitteln versucht. Während der Schwangerschaftsvorbereitung habe ich Videos gezeigt, in denen man die Gebärlpositionen sah, die ja sehr verschieden sind. Heute gibt es zum Beispiel die Wassergeburt, manche Frauen möchten das. Ich habe immer gesagt, beim Schmerz kommt es erst richtig raus, was einem guttut. Man kann auch ein Entspannungsbad machen, das ist sehr wohltuend und schmerzlindernd.

Die Babys werden regelmäßig gewogen und ihre Gesundheit überprüft.

Die Rolle des Partners und der Familie

Welche Rolle spielen die Angehörigen – während der Geburt, davor und danach?

Sr. Margaritha: Ich habe es erlebt, dass einem Vater bei der Geburt schlecht geworden ist, er wurde ohnmächtig. Grundsätzlich ist das Beisein des Partners aber sehr positiv, auch für die Gattin. Damals ist der Partner nur gekommen, hat den Koffer oder die Tasche hingestellt und schon „auf Wiedersehen“ gesagt. Er wurde auch nicht gefragt. Das war früher so. Ganz früher haben die Väter die Kinder auch nicht gleich in den Schoß genommen, das war „Frauensache“. Aber später ist das mehr und mehr gekommen, so in der 80ern. Das war sehr positiv. Auch, dass sie heute größtenteils zu den Kursen mitgehen. Das ist Familie. Sehr positiv.

Wie ist das in Tansania?

Kwege A. Mapunda: Normalerweise kommen zur Geburt die Frau und ihr Partner. Er steht an ihrer Seite und hat vor allem finanzielle Aufgaben. Falls wichtige Utensilien vor der Geburt fehlen, ist es seine Aufgabe, diese rechtzeitig zu kaufen. Außerdem bezahlt er während der Schwangerschaftsvorbereitung die jeweils notwendigen Medikamente und Labortests. Die anderen Familienmitglieder bleiben während der Geburt zu Hause und kümmern sich um die Kinder und den Haushalt.

Anja Wolter: Ich habe es erlebt, dass der Vater im Hintergrund bleibt. Die weiblichen Angehörigen der Frau kümmern sich um vieles. Sie warten vor der Tür, bis das Kind zur Welt gekommen ist. In der Regel dauert es dann auch nicht mehr lange – wenn Mutter und Kind wohlauf sind – bis alle gemeinsam mit der Mutter und ihrem Kind nach Hause gehen. Die älteren Verwandten, also meist Mutter und Tanten der Mutter, helfen dieser insbesondere in den ersten Wochen nach der Geburt, den Alltag mit Kind zu meistern. Wenn eine Mutter nicht stillen kann, helfen auch schon mal andere Frauen mit ihrer Milch aus. Spezielle oder fertige Babynahrung können sich die Familien in der Regel nicht leisten, falls es sie überhaupt in ihrer Nähe zu kaufen gibt.



Warten auf die Geburt eines Geschwisterchens.

Umgang mit Komplikationen

Was wird getan, wenn es kurz vor oder während der Geburt zu Komplikationen kommt?

Anja Wolter: Schwere Komplikationen müssen im Krankenhaus behandelt werden. Es kann im tansanischen Hinterland aber bis zu zwei Stunden dauern, bis ein Krankenwagen kommt. Todesfälle bei Mutter oder Kind kommen aufgrund der Gegebenheiten bedauerlicherweise vor. Stirbt die Mutter und das Kind überlebt, übernimmt es in der Regel die Großmutter. Bei Frühgeburten wird die Känguru-Methode angewendet, bei der das Kind Haut an Haut mit der Mutter liegt. Das steigert nachweislich die Überlebenschance und macht die Kinder auch später weniger anfällig für schwere Krankheiten. Sie stärkt zudem die Verbindung zwischen Mutter und Kind, weshalb die Känguru-Methode auch auf Angehörige ausgeweitet wird, wenn die Mutter die Geburt ihres Kindes nicht überlebt. In Kisiju gibt es ein tolles Känguru-Programm für Angehörige. Sie leben während der ersten Zeit mit dem Kind auf dem Gelände der Krankenstation und können somit eng begleitet werden.

Kwege A. Mapunga: In den Krankenstationen können wir nur natürliche Geburten begleiten. Die erste Geburt einer Frau findet hier grundsätzlich im Distriktkrankenhaus statt. Dort gibt es die entsprechende Ausstattung, um bei Komplikationen eingreifen zu können. Falls die erste Geburt problemfrei verlief, werden die weiteren Babys hier in der Krankenstation geboren. Ab der fünften Geburt werden die schwangeren Frauen wieder in das Distriktkrankenhaus geschickt, da das Risiko für Komplikationen zu hoch ist.



Wie geht man im St.-Josef-Spital mit Komplikationen, mit Behinderung oder gar Tod des Kindes um? Wie haben Sie, Sr. Margaritha, diese Momente erlebt?

Sr. Margaritha: Es ist schwer, auch mit dem Down-Syndrom. Wichtig ist es hier, dass die Eltern die Unterstützung der Familie bekommen. Ich habe einen Fall erlebt, da wollte die Frau das Kind nicht, aber die ganze Familie hat sich so stark eingesetzt, dass die Mutter am Ende das Kind dann doch angenommen hat. Es gibt natürlich auch Totgeburten, wir nennen es „die stille Geburt“. Wir lassen das Kind bei den Eltern, solange sie das wollen, damit sie es in den Arm nehmen können, um sich zu verabschieden. Hier in St. Josef möchten wir auch in solch schwierigen Fällen einen möglichst positiven Zugang haben. Es wird ein Foto gemacht und es gibt auch eine eigene externe Gedenkstätte für diese stillen Kinder, eine schöne Grabstatt.

Sr. Margaritha, was macht den Beruf „Hebame“ in Ihren Augen zum besten Beruf der Welt?

Sr. Margaritha: Dass immer neues Leben ist. Ich habe öfters mit den Eltern, wenn die Geburt vorbei war, gebetet und gesungen. Eine Geburt ist immer ein Wunder und ein Geschenk!

Krankenstationen in Tansania ■ Salvatorianerinnen / ■ Salvatorianer



In den 4 Gesundheitsstationen der Salvatorianerinnen wurden 2018 knapp 17.000 Patient*innen versorgt. Mehr als 1.000 Babys kamen zur Welt.

- Lukuledi: 9.600 Patienten, 360 Geburten
- Lupaso: 1.000 Patienten, 270 Geburten
- Nandembo: 540 Patienten, 280 Geburten
- Kisiju: 5.450 Patienten, 152 Geburten

Die Salvatorianer versorgten 2018 Jahr rund 15.000 Patient*innen und leisteten Beistand bei 182 Geburten

- Krankenstation JUCO, Morogoro: 2.525 Patienten
- Krankenstation Mkuranga: 8.622 Patienten, 21 Geburten
- Krankenstation Namiungo: 4.166 Patienten, 161 Geburten



Kindheit und Jugend in Albanien

Über Jahrzehnte hinweg, in Zeiten des Kommunismus, war Albanien ein weißer Fleck auf der Landkarte. Seit dem Fall des Eisernen Vorhangs entwickelt sich der kleine Balkanstaat vorsichtig weiter. Doch das politische System ist schwach, Korruption weit verbreitet, die Arbeitslosigkeit hoch. Junge Menschen verlassen in Scharen das Land. Im Norden Albaniens, nahe der Grenze zu Montenegro, stemmen sich die Salvatorianerinnen gegen diese Entwicklung. Mit ihren ganzheitlichen Bildungsangeboten zeigen sie den Kindern und Jugendlichen eine Perspektive in der Heimat auf.

Text und Fotos: Petra Gramer

Mitte Mai, wenn über Tage hinweg der letzte heftige Regen aus sich spektakulär auftürmenden Wolken fällt, erinnert Albanien, geprägt von Bergen und weiten Tiefebene, an die Kulisse einer Fantasyserie. Das Land ist ungefähr so groß wie Brandenburg und ähnlich dünn besiedelt. Von der höhergelegenen Dorfkirche in Sheldi, Heimat der Salvatorianerinnen, schaut man auf Tabakfelder und den Fluss Drin, der sich, an mehreren Stellen gestaut, durch eine grüne Hügellandschaft schlängelt. Zu erreichen ist Sheldi nur über eine Schotterpiste. 18 Familien, rund 400 Erwachsene und Kinder, leben verstreut auf sieben Ortsteile. Sie wohnen meist in alten, einfachen Steinhäusern, umgeben von ihren kleinen Feldern. Es ist vor allem die Subsistenzwirtschaft, die sie ernährt. Fleisch, Milchprodukte, Obst und Gemüse werden vorrangig zur Selbstversorgung produziert und untereinander getauscht.



Schwestern wirken wie ein Magnet

Auch der Kühlschrank der Salvatorianerinnen ist gerade gut gefüllt mit großen Laiben Sheldi-Käse, dem Geschenk eines Bauern. Die Menschen sind froh, dass die Ordensfrauen mit ihnen im Dorf leben. Der Konvent der Schwestern wirkt wie ein Magnet, vor allem für die Kinder und Jugendlichen. „Irgendjemand von uns ist eigentlich immer hier“, erzählt die 16-jährige Luiza. „Wir kommen zur Katechese, zum Fußballspielen oder einfach, um uns zu unterhalten. Der Konvent ist unser einziger echter Treffpunkt.“ Sr. Terezina Jaku nickt. Die 38-jährige leitet die italienische Provinz der Salvatorianerinnen, zu der auch Albanien gehört. Sie stammt aus Sheldi, wuchs in einer katholischen Familie auf. Als Jugendliche erlebte sie 1994 die Ankunft italienischer Salvatorianerinnen in der Region. Sie wurden dringend gebraucht: „Hier war alles in einem verheerenden Zustand, überall nur Geröll und Gestrüpp. Wir lebten völlig abgeschottet“, erinnert sich Sr. Terezina und ergänzt: „Während des Kommunismus war es in Albanien verboten, den Glauben zu praktizieren. Viele Geistliche wurden in dieser Zeit hingerichtet, vor allem hier, im christlich geprägten Norden. Religiöse und damit auch viele kulturelle Traditionen und Identitäten verkümmerten in dieser Zeit. Trotz der flächendeckenden Alphabetisierungsbemühungen des Regimes gingen auch viel zu wenige Kinder zur Schule. Zur materiellen kamen eine intellektuelle und eine spirituelle Armut.“

Die Salvatorianerinnen machten sich daran, Strukturen und Mentalitäten Schritt für Schritt zu verändern. Angespornt durch Spenden aus dem Ausland, gingen die Menschen daran, die Schotterpiste anzulegen, die Sheldi heute mit dem größeren Dorf Rragam verbindet. Sie erschlossen neue Grundstücke; auf einem von ihnen steht seit einigen Jahren die von den Salvatorianerinnen betriebene Grund- und Mittelschule von Sheldi. Neben ihrem Konvent in Rragam bauten die Schwestern einen Kindergarten.

Ein typischer Samstagmittag in Sheldi: Nach der Katechese sitzen die Jugendlichen noch gerne mit den Schwestern zusammen. Für die einen ist die Katechese vor allem eine willkommene Abwechslung, andere beschäftigen sich bereits ernsthaft mit dem Thema Berufung für das Ordensleben.



Mittagessen im Kindergarten: Für einen Teil der Mädchen und Jungen ist dies die einzige richtige Mahlzeit am Tag – und für ihre Eltern ein Anreiz, ihre Kinder zu den Schwestern zu schicken, anstatt sie zu Hause zu behalten.



Mission: Materielle, intellektuelle und spirituelle Armut beenden

Es ist die Gegenwart und Zukunft der Kinder und Jugendlichen in den Dörfern, die den Schwestern besonders am Herzen liegt. Rund ein Drittel der rund 75 Mädchen und Jungen im Kindergarten kommen aus so armen Familien, dass sie nirgendwo sonst aufgenommen würden. Die meisten Eltern hätten sich nach Einschätzung der Schwestern auch kaum weiter um einen Platz bemüht. Zu wenig war und ist bei ihnen die Überzeugung vorhanden, dass die Kindergartenzeit der erste wichtige Schritt auf dem Bildungsweg ihrer Kinder ist. Die Grund- und Mittelschule wiederum ist die einzige Schule ihrer Art in der Gegend. Gäbe es sie nicht, würde wohl so manches Kind im Einzugsbereich der Schule zu den rund 10 Prozent gehören, die in Albanien trotz Schulpflicht nicht eingeschult werden oder nur sehr wenige Jahre lernen dürfen. Nach wie vor ist es durchaus üblich, dass Kinder zur landwirtschaftlichen Arbeit herangezogen werden, auch dann, wenn sie eigentlich im Unterricht sitzen sollten.

Jeden Samstag kommen Kinder und Jugendliche aus Sheldi zur Katechese zu den Schwestern. Außerdem gibt es in Rragam eine von den Salvatorianerinnen initiierte Tanzgruppe, die jungen Menschen Abwechslung beschert und sie gleichzeitig mit den Traditionen ihres Landes vertraut macht. „Wir fördern ganzheitlich, dazu gehört neben der schulischen unbedingt auch die spirituelle und kulturelle Bildung“, erklärt Sr. Terezina. „Es ist ganz wichtig, dass unsere Kinder

und Jugendlichen erfahren, wie reich die Kulturgeschichte Albaniens ist. Dies trägt dazu bei, dass sie sich positiv mit ihrem Heimatland identifizieren und an seiner weiteren Entwicklung aktiv mitwirken möchten.“ Eine ganze Reihe älterer Jugendlicher, vor allem jene, die sich durch überdurchschnittlich gute Leistungen auszeichnen, besucht mittlerweile kirchliche Gymnasien in der rund 20 km entfernten Stadt Skhodra. Dort erhalten sie eine hochwertige Bildung, die der „beklagenswerten Qualität“ (Auswärtiges Amt) des Unterrichts an staatlichen Schulen weit überlegen ist. Spenden helfen, dass dieser Weg auch Mädchen und Jungen aus den ärmsten Familien offensteht.

Land der Gegensätze

Die Anwesenheit der Salvatorianerinnen und ihre Angebote besonders für junge Menschen bereichern die ländliche Gegend rund um Sheldi und Rragam. Sie tragen dazu bei, dass die Abwanderung hier geringer ist als anderswo. Es herrscht kein Krieg in Albanien, dennoch leben von etwa sieben Millionen Albanerinnen und Albanern rund vier Millionen dauerhaft im Ausland. In beinahe jedem Gespräch kommt das Thema Arbeitslosigkeit zur Sprache. Insbesondere die Jugendarbeitslosigkeit ist hoch, sie liegt bei schwindelerregenden 30 Prozent. „Wir bemerken hier immer wieder, wie investitionsfeindlich Albanien ist“, beklagt Sr. Terezina. „Wer beispielsweise einen Handwerksbetrieb aufbauen möchte, der wird schon von Beginn an ordentlich zur Kasse gebeten. Viele müssen recht schnell aufgeben. Auch erleben wir, dass es ‚dem Ausland‘ ganz recht ist, dass Albanien nach wie vor ein armes Land ist. Wer billige Arbeitskräfte insbesondere für seinen heimischen Dienstleistungssektor sucht, wird in Albanien schnell fündig. Auch lässt es sich hier gut und günstig für den Export produzieren.“

Sieben Salvatorianerinnen versehen ihren Dienst in Albanien. Eine Schwester ist derzeit in Italien, um sich weiterzubilden.



„Ein an den Bedürfnissen des Marktes vorbeigehendes Bildungssystem, ein hohes Maß an Korruption und ein Mangel an sozial erfolgreichen Vorbildern diskreditieren grundsätzlich den Wert von Bildung“, heißt es beim Auswärtigen Amt. Die Salvatorianerinnen möchten zumindest den Schülerinnen und Schülern mit sehr guten Leistungen den Besuch eines privaten Gymnasiums ermöglichen, das ihnen echte Chancen für den weiteren Lebensweg eröffnet.

Wenn mitten im Dorf ein schönes, modernes Haus gebaut wird, kommt das Geld dazu praktisch immer von Verwandten, die im Ausland arbeiten. Auch die erstaunliche Dichte an teuren Autos in den Städten lässt sich so erklären – allerdings nur teilweise. Die albanische Mafia verfügt über einen riesigen Einfluss; Politik und Verwaltung gelten als massiv korruptiert. Illegaler Drogen- und Waffenhandel und leider auch der Handel mit Menschen, besonders Kindern, gehören zum traurigen Alltag in Albanien.

Es tut sich was

Bis vor Kurzem gab es in Albanien keinen oder nur wenig organisierten Widerstand gegen die herrschenden Verhältnisse. Die Menschen sind es nicht gewohnt, sich in privaten Initiativen zusammenzufinden. Die Zivilgesellschaft in Albanien ist schwach und zu eng verflochten mit der Politik. In den Köpfen vieler Menschen ist die Erinnerung an den Kommunismus noch sehr lebendig, als „Freiwilligendienst“ tatsächlich einen erzwungenen Arbeitsdienst meinte.

Wenn man sich engagiert, dann vor allem zugunsten der eigenen Familie, die in Albanien nach wie vor den besten Schutz vor größter Armut bietet. Insbesondere seit dem Frühjahr 2019 lässt sich jedoch ein Bewusstseinswandel beobachten. Vor allem junge Menschen gehen auf die Straße und fordern Reformen. Die Demonstrationen, die mittlerweile international wahrgenommen werden, beschränken sich dabei nicht nur auf die Hauptstadt Tirana, auch in Sheldi herrscht Aufbruchstimmung. „Rama ik! Rama raus!“ ruft einer der Jungen und meint damit den amtierenden Ministerpräsidenten Edi Rama. Er sagt aber auch: „Hier muss ich um eine gute Zukunft kämpfen, aber im Ausland müsste ich das auch. Also besser hier, wo meine Heimat ist.“ Diese Entwicklung ist auch eine Chance für ‚die Kirche‘ in Albanien, als ein Motor des Fortschritts. Traditionell ist hier ein bürgerliches, staatskritisches Bewusstsein stärker ausgeprägt.



„Der liebe Gott hat sicher eine Frau ...“

Skizzen zu Kindertheologie

Anton A. Bucher

Das Zitat im Titel stammt von einem sechsjährigen Mädchen. Es begründete dies wie folgt: „Wie kann er sonst einen Sohn haben?“ Gewiss, in theologischer Sicht ist das nicht korrekt. Und doch sind diese Äußerungen ein untrüglicher Beweis dafür, dass sich Kinder eigenständige Gedanken über Gott und die Welt machen und damit – auf ihre ureigene Weise – Theologie betreiben. Theologie galt und gilt für viele noch immer als die hehre, ehrfurchtsgebietende Wissenschaft von Gott, wofür ein mehrjähriges Studium erforderlich ist, einschließlich Latein, Altgriechisch, Hebräisch. Über Jahrhunderte hinweg beharrte die Kirche darauf, dass nur in lateinischer Sprache theologisiert werden dürfe. Nur wer auserwählt wurde, „dominus“ deklinieren zu lernen, konnte an diesem Diskurs teilnehmen. Die große Mehrheit der Laien musste sich von der Kanzel herunter sagen lassen, welches der richtige Glaube sei, der davor bewahre, auf ewig in der Hölle zu brennen.

Die Befreiung aus dieser Glaubensdiktatur verdanken wir weniger der Katholischen Kirche, als vielmehr der Reformation. Martin Luther erinnerte an das allgemeine Priestertum aller Getauften, das auch vom Zweiten Vatikanischen Konzil übernommen wurde, allerdings mit der Einschränkung, das geweihte Priestertum unterscheide sich vom allgemeinen nicht graduell, sondern dem Wesen nach. Aber einer der größten Theologen des 20. Jahrhunderts, Karl Rahner, votierte dafür, allen Menschen, die über sich selbst und über Gott reflektieren, theologische Kompetenz zuzusprechen: „Denn jeder ist als Mensch und Christ Theologe.“

Auch Kinder? Antworten darauf hängen von den jeweiligen Kindbildern ab. Wer – wie übrigens kein geringerer als Aristoteles – im Kinde ein vernunftloses Wesen sieht, wird es nicht als Theologen würdigen, aber auch nicht, wer es für ein von der Erbsünde beflecktes Wesen hält, dessen Eigensinn gebrochen werden müsse, so der einflussreiche Kirchenlehrer

Augustinus. Anders hingegen, wer mit jenem Kindbild sympathisiert, das sich in der Romantik durchzusetzen begann: Das Kind nicht nur als ein unschuldiges Wesen, sondern als ein geist- und phantasiebegabtes Subjekt, empfänglich, schöpferisch, neugierig, authentisch, das die Welt durch seine eigenen Augen sieht, seine eigenen Schlüsse zieht und seine Fragen stellt, so auch die, ob Gott eine Frau habe.

Mittlerweile hat sich dieses Kindbild, das demjenigen von Jesus mehr entspricht als das einer solchen Kirche, die schwarze Pädagogik betrieb, in der Religionspädagogik weitgehend durchgesetzt. Begünstigend wirkte sich auch die Reformpädagogik aus, das inständige kindliche „Hilf mir, es selbst zu tun“ der großen Pädagogin Maria Montessori, die jedes Kind für eine neue Welt, ja einen neuen Messias hielt. Aber auch die Entwicklungspsychologie, die überzeugend nachgewiesen hat, dass Kinder so oft unterschätzt wurden und nicht vorlogisch sind, sondern über ihre eigene Logik verfügen und auf ihre Weise philosophieren, etwa wenn ein Mädchen fragt: „Weiss meine Katze, dass sie eine Katze ist?“

Explizit von Kindertheologie ist – auf meine damalige Initiative hin – erst seit den 1990er-Jahren die Rede. Aber seitdem ist daraus eine regelrechte Bewegung geworden. Unzählige ReligionspädagogInnen haben uns Einblicke in die theologische Vorstellungswelt von Kindern eröffnet, u.a. wie sie sich Gott imaginieren, keineswegs nur als gestrengen alten Mann mit Bart, sondern gelegentlich als jugendliche und nette Frau; wie sie sich den Himmel vorstellen – „Dort ist niemand sauer“ –; wie sie biblische Texte auslegen, das bekannte Gleichnis von den anvertrauten Talenten auch so: „Man darf mit dem dritten Knecht nicht so fest schimpfen, wie das der Herr getan hat.“ Solche Aussagen werden nicht vorschnell korrigiert. Vielmehr bemüht sich eine am Kind orientierte Religionspädagogik, jeweils zu verstehen, warum



Prof. Dr. Anton A. Bucher, Jahrgang 1960,

ist ein römisch-katholischer Theologe, Pädagoge und Buchautor aus der Schweiz. Er lehrt Praktische Theologie an der Universität Salzburg.

Sein Arbeitsschwerpunkt liegt in der wissenschaftlichen Erforschung der Psychologie von Spiritualität und Religiosität. Seine zentralen Forschungsfragen lauten: Wie lernen Menschen heute glauben? Was glauben Menschen heute?

Kinder gerade zu diesen Sichtweisen gelangen und was sie ihnen bedeuten. Auch motiviert sie Jungen und Mädchen zu theologischer Produktivität, indem ihnen beispielsweise anregende Geschichten erzählt werden.

Gelegentlich wird – durchaus verständlich – eingewandt, Kinder hätten ein Anrecht auf theologische Wahrheiten. Dem wäre jedoch das redliche Eingeständnis von Paulus entgegenzuhalten: „Stückwerk ist unser Erkennen“ (1 Kor 13,12). Kindertheologie entkrampft dogmatistische Wahrheitsansprüche und setzt ohnehin voraus, dass Kinder auch theologisch-biblische Nahrung bekommen. Erst dann kann die im Titel zitierte Frage gestellt werden, wenn das Wort „Gott“ schon gehört worden war. Theologie, die von den Kindern her kommt, setzt voraus, dass ihnen solche auch gebracht wird.



Das Buch „Lebensernte, Psychologie der Großelternschaft“ von Anton A. Bucher ist 2019 im Springer Verlag erschienen.

ISBN 978-3-662-57988-6

In diesem Buch können sich alle, die in ihre Enkel vernarrt sind, informieren, warum sie damit sehr richtig liegen. Ein Streifzug durch Geschichte und Literatur wird fundiert durch Aspekte der Familienforschung und die soziologische Betrachtung einer neuen Rolle der Großeltern. Heute haben Großeltern nicht mehr nur eine Funktion für die Kleinen, sondern begleiten über die gesamte Lebensspanne. In einer Zeit, in der man den Eindruck bekommt, jeder Zweite würde das Alter als Last empfinden oder jeder Vierte lebe in Zwist und Trennung, lädt der Autor ein, die Etappe als Oma und Opa als Ressource für ein gelungenes Leben zwischen Individuation und Bezogenheit zu entdecken – für sich selbst wie für die Enkel. Die Sicht der Enkel rundet das Lesebuch ab.

„Dank der Salvatorschule bin ich, wer ich bin.“

Wir lassen kein Kind zurück. Nach diesem Leitsatz arbeiten Schwestern, Lehrer und Sozialarbeiterinnen an der Salvatorschule in Nazareth. Auch Schülerinnen und Schüler, die aufgrund von Lernschwierigkeiten, massiven Konzentrationsstörungen wegen familiärer Probleme oder auch körperlichen Behinderungen woanders gering geschätzt würden, werden hier bis zum Abitur geführt. So auch die heute 33-jährige Amal, die mittlerweile als Mikrobiologin arbeitet.

Text und Fotos: Petra Gramer



Bei der Graduiertenfeier der Salvatorschule begeisterte Amal mit einer weitgehend frei gehaltenen Rede. Awni Batish, der Direktor, ging in die Knie, um Amal ihr Abiturzeugnis auf Augenhöhe überreichen zu können.



Amal begrüßt mich an ihrem Arbeitsplatz, einem Labor, in dem Lebensmittel auf ihre Unbedenklichkeit hin getestet werden. Es ist ein spontaner Besuch, wirklich vorbereitet sind wir beide nicht. Im Verlauf des Gesprächs werde ich erfahren, dass Amal darauf normalerweise sehr großen Wert legt. Nicht nur gute, sondern die bestmögliche Arbeit abzuliefern ist ihr wichtig. Schmerzhaft hat sie erfahren müssen, dass dies für manch ein Gegenüber immer noch nicht genug ist. Doch heute, wo sie endlich eine gute Arbeit gefunden hat, lässt sie es zu, zufrieden zu sein mit sich und ihrem Umfeld.

Schwere Anfangszeit

Amal kam mit Acondroplasia zur Welt, der häufigsten Form des genetisch bedingten Kleinwuchses, die sie lediglich 1,32 m hat groß werden lassen. Im Vergleich zu ihrem Körper wirkt ihr Kopf somit sehr groß. „Ich sollte auf eine Sonderschule gehen“, erzählt Amal. „Doch meine beiden älteren Schwestern besuchten bereits die Salvatorschule. Schwester Roswitha, damals verantwortlich für den Kindergarten, erfuhr von mir und setzte sich dafür ein, dass ich auch kommen durfte. Ich musste vorab jede Menge Tests machen, die habe ich alle bestanden.“

Die Anfangszeit war nicht leicht, insbesondere an die ersten beiden Jahre hat Amal schlechte Erinnerungen: „Weißt du, Kinder sind brutal ehrlich, und sie sagen dir, dass du komisch aussiehst.“ Was Amal ebenfalls zu schaffen machte: Am Ende ihrer Kindergartenzeit wurde sie ein Jahr nach unten gestuft – und fand sich plötzlich in der gleichen Klasse wieder wie ihr ein Jahr jüngerer Cousin, der sein bisheriges Leben in Deutschland verbracht hatte und gerade erst mit seinen Eltern nach Nazareth zurückgekehrt war.



Die ersehnte Chance

„Ich musste erst sehr viel älter und gelassener werden, bis ich das akzeptieren konnte“, sagt Amal. Je länger man ihr zuhört, desto mehr bekommt man das Gefühl, dass sie kein Mensch ist, der die Dinge einfach so hinnimmt. „Ich habe mich mit meinen Gedanken, Gefühlen und Sorgen immer mitgeteilt, vor allem den Schwestern und meinen Lehrern. An der Salvatorschule habe ich die Chance erhalten, die ich brauchte. Dort habe ich die Bestätigung bekommen: Ich habe das Recht dazu, so zu sein wie ich bin. Vor allem zwei Lehrerinnen bin ich dankbar. In ihren Augen habe ich gesehen, dass sie sich nicht nur um mich bemühten, sondern wirklich an mich glaubten.“

Von Amals Fähigkeit, in den Augen anderer blitzschnell deren Gedanken lesen zu können, ist während unseres Gesprächs einige Male die Rede. Sie könne sofort erkennen, ob jemand den Blick abwende, weil er sie geringschätzt, oder einfach nur unsicher ist. Ebenso, ob jemand sie zu lange anblicke, um sich über sie lustig zu machen, oder ob es echte Neugier ist auf den Menschen, der da in diesem zu kleinen, etwas deformierten Körper steckt. „Diesbezüglich habe ich aber auch gelernt, anderen eine zweite Chance zu geben“, sagt Amal.

Sie selbst hat nach ihrem Schul- und ihrem Uniabschluss lange Zeit nicht mal eine einzige Chance erhalten. „Vier Jahre musste ich kämpfen, bis ich endlich eine Arbeit gefunden habe. Vier Jahre, in denen ich mich stets sorgfältig auf meine Jobinterviews vorbereitet habe. Ich habe Seminare besucht und mit Psychologen gesprochen, um mich bestmöglich zu präsentieren. Diese Rückmeldung bekam ich auch jedes Mal: Ich sei exzellent gewesen. Nur den Job habe ich am Ende nie bekommen.“

Endlich angekommen

Amal war kurz davor, aufzugeben. Dann raffte sie sich ein letztes Mal auf, zu dem Vorstellungsgespräch bei ihren jetzigen Arbeitgebern: „In deren Augen habe ich es dann endlich gesehen: Wir wollen dich haben.“

Die Akribie und die Hartnäckigkeit, mit der Amal ihr Leben meistert, helfen ihr bei ihrer Arbeit: „Meine Kollegen und ich untersuchen Proben von Lebensmitteln bzw. von denjenigen, die mit den Lebensmitteln in Berührung kommen, auf Bakterien. Unsere Aufgabe ist es, klare, objektive Antworten zu liefern. Mit jeder Probe wächst unsere Erfahrung und wir lernen, wie wir unsere Methoden verfeinern und unsere Arbeit noch besser, noch genauer erledigen können.“ Beinahe



80 Prozent ihrer Arbeit kann Amal selbstständig erledigen, bei den übrigen 20 Prozent braucht sie Hilfe, weil ihr Körper nicht weit genug nach oben reicht. „Meine Kollegen streiten manchmal, wer mir helfen darf“, lacht sie. Hilfe zuzulassen, auch das ist ein Zeichen von Amals neuer Gelassenheit. Sie erinnert sich an eine Episode aus ihrer Schulzeit: „Schwester Klara wollte mir ein Bänkchen bauen lassen, damit meine Beine nicht so in der Luft hängen müssen. Damals habe ich gesagt, auf gar keinen Fall. Heute denke ich, naja, war vielleicht doch keine so schlechte Idee.“

Vorbild für andere

Am Ende unseres Gesprächs frage ich Amal, ob sie mit ihrer Lebensgeschichte schon anderen Menschen mit Behinderung Mut machen konnte. „Nicht nur behinderten Menschen!“ antwortet sie beinahe empört. „Gerade denjenigen, die es vermeintlich leichter haben, aber trotzdem nicht vorankommen, sage ich: Lasst doch nicht immer nur einfach alles auf euch zukommen. Habt den Mut, euch mit euch selbst zu beschäftigen, euch immer weiter zu verbessern. Es ist harte Arbeit, die den Lohn bringt.“

Wir spielen – darum sind wir

Versetzen wir uns in unser eigenes kindliches Spielen, damals, allein oder mit den Kindern von nebenan. Wie wir im Spiel über uns selbst hinaus gewachsen sind, selbstbestimmt, die Zeit vergessend. Wie wir schlimmen und schönen Erfahrungen im Spiel nachspürten, sie vertieften oder sie bewältigten. Wie wir der Phantasie freien Lauf gelassen, Kräfte gemessen und uns etwas erschaffen haben: eine Puppenstube in einem Schuhkarton oder ein Baumhaus.

Die meisten der folgenden Bilder von Spielzeug und Spiel verdanken wir dem Anthropologen Dr. Fritz Trupp. Mit großem Einfühlungsvermögen für kindliche Ambitionen sind ihm auf seinen Forschungsreisen die Kinderarbeiten aufgefallen – die handwerkliche Fertigkeit und die künstlerische Umsetzung. Er hat sich die Kinder vertraut gemacht, ihre Werke fotografiert, sie ihnen abgekauft, um die Objekte aller Welt in Reportagen und Ausstellungen zu zeigen.

Damit wir die Kinder in den Blick nehmen können, nicht nur in schwierigen Lebensumständen und in ihrer Hilfsbedürftigkeit, sondern als geniale Erfinder und Gestalter, glücklich, lebensstüchtig und mit großem Potential. Beim Betrachten dieser Bilder spürt man, dass über alle kulturellen Eigenheiten hinweg das Spiel wie die Musik eine „Sprache“ ist, die die Grenzen überschreitet und uns einander näher bringt.

Klickerspiel. Murmeln aus Glas, Steinchen. DR Kongo.

In Afrika hat das Spiel eine ungebrochene Tradition, weil es jederzeit und überall gespielt werden kann. Es genügt mit dem Absatz ein Loch in den Boden zu drehen oder mit Kreide einen Kreis zu malen. Das Spiel erlebt bei uns gerade ein Revival. „Murmeln sind ein einfaches und preiswertes Spielzeug. ... Es braucht wenig – nur ein paar Murmeln. Spielregeln können jederzeit geändert und neue ausprobiert werden. Diese spielerische Kreativität trainiert das soziale Miteinander und übt demokratisches Verhalten in der Gruppe – und macht einfach Spaß,“ sagt der Murmologe Rolf Meurer.



KINDERSPIEL



Alle Fotos auf dieser Seite: © Dr. Fritz Trupp

Doppeldecker. Draht, Karton, Gummireifen. Ruanda.

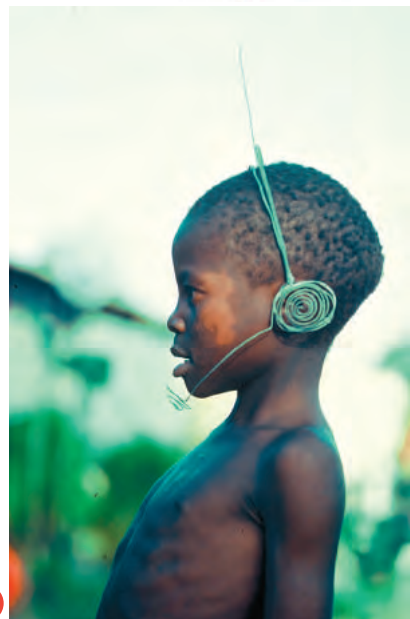
In Afrika beeindrucken vor allem Spielzeuggefährte wie Trucks, Jeeps, Fahrräder durch das hohe Maß an Kreativität der kleinen Baumeister. Verblüffend ist oft die Funktionalität und Beweglichkeit der geschaffenen Gegenstände. Als Bauteile für ihre Konstruktionen verwenden die Kinder Weggeworfenes wie Blech, Pappe, Plastik, Draht, Kronkorken oder Holz, etc..

„Kinder bauen allein und gemeinsam und verbinden das Bauen mit dem Phantasiespiel. Sie lernen physikalische Gesetzmäßigkeiten kennen und erfahren sich als Mitgestalter ihrer Umwelt. Kinder sind Konstrukteure.“ Aus dem Konzept des Kindergartens St. Ludwig, München



Öltransporter. Blech. Dose. Tansania.

Von den jährlich in riesigen Mengen anfallenden Aluminiumdosen, Plastik – und Glasflaschen werden einige mit viel Geschick und Kreativität in allerlei fliegendes und rollendes Spielzeug verwandelt. Hier wie bei ähnlichen Fahrzeugen springt ins Auge, dass den jungen Designern Symbole der modernen Technik Vorbild sind. Sie tragen die Logos multinationaler Marken.



Pilotenspiel. Head-Set aus Draht. Ruanda.

Der Junge hat ein Gegenüber, das in einen abgedrehten Telefonhörer spricht.



Stelzen. Bambus. Thailand.
Diese Bambusstelzen wurden früher dazu verwendet, um in der Regenzeit besonders matschige Stellen durchqueren zu können. Heute ist der Hauptplatz in diesem Dorf in Nordthailand asphaltiert und die Stelzen erfüllen nur mehr eine Spielfunktion für Kinder und Jugendliche.

„Spielen scheint dem Menschen ein Grundbedürfnis zu sein, dem er in jedem Alter und in jeder Kultur auf spezifische Weise nachgeht.“

Aus: BAMBUS, BLECH UND KALEBASSEN



Foto: © Dr. Fritz Trupp

Puppe. Plastik, mit einem „Wickelkleid“ aus einem Stoffrest. Tibet.
Stolz zeigt das Nomadenmädchen seine Puppe aus europäischer Herstellung, die es von Touristen geschenkt bekommen hat. Mit ihrem Outfit ist die Puppe längst integriert und geliebt.



Foto: pixabay.com, Odwarific

Fußball.
Gemischtes Team. Uganda.

Fußball fasziniert nicht nur die Jungs. Meist fehlt das Geld für den Erwerb des „Runden“ und aus der Not wird eine Tugend: Man macht sich einen. Bälle aus Plastik, Stofffetzen und Naturmaterialien, wie getrockneten Bananenblättern, es finden sich unzählige Variationen entsprechend den örtlichen Gegebenheiten. Ein tolles Beispiel aus Burundi unter: www.geo.de/geolino/mensch/12156-bstr-eine-fotogeschichte-aus-afrika



Reifen. Fahrradfelge. Tansania.

Reifen in allen Größen und von unterschiedlicher Provenienz sind en vogue in Afrika. Von Kindesbeinen an und auch im Wettkampf wird dieses Geschicklichkeitsspiel trainiert und ausgeübt. Das Reifentreiben hat eine Tradition, die bis in die Antike reicht. Bei den indigenen Völkern Nordamerikas und den Inuit gehört(e) das Spiel mit dem Reifen zur Jagdausbildung. Im Europa des 19. Jahrhunderts war es gang und gäbe. Mit Elementen des hawaianischen Tanzes machte der Reifen als Hula-Hoop weltweit Furore und zeigte sich als kulturübergreifendes Phänomen. Ungeachtet solcher Überlegungen spielen die afrikanischen Kinder mit ihren zweckentfremdeten Fundstücken voll Freude und Ausdauer. Und der Reifen rollt.



Das andere Spielzeug
BAMBUS, BLECH UND KALEBASSEN
Sammlung Fritz Trupp, LEOPOLD MUSEUM

Über 300 Exponate hat der Anthropologe Dr. Fritz Trupp auf seinen Reisen in die südlichen Länder gesammelt und ausgestellt, u.a. 2010 im Leopold-Museum, Wien. Details dazu unter: www.fritz-trupp.at/a-different-kind-of-toy/

Abbildungen aus dem Ausstellungskatalog sind mit dem roten Punkt versehen.



Segelboot. Kürbiskalebasse, Stoff und Holz. Karibik, Panama.
Spielzeug der Cuna, Indigene, die auf den San Blas-Inseln leben. Hier fügen sich Naturmaterialien, wie die im Wasser schwimmende Kalebasse, Hölzchen, Samenperlen und ein Flickchen zu einem Ganzen zusammen. Verbunden sind die Einzelteile mit Draht und Faden.

Foto: © Dr. Fritz Trupp



Viele Dinge lassen sich aufschieben,
nicht aber unsere Sorge um ein Kind.
Heute wächst es auf, bildet sich sein Körper,
entwickeln sich seine Begabungen.
Zu einem Kind kann man nicht sagen: morgen.
Sein Name ist „Heute“.

Gabriela Mistral



Die Mutter-Kind-Projekte der Salvatorianerinnen in Kolumbien

Die Slums kolumbianischer Großstädte gehören zu den gefährlichsten Orten der Welt. Mittendrin betreiben die Salvatorianerinnen mehrere Sozialzentren. Dort bereiten sie schwangere Minderjährige auf ihre neue Rolle als Mutter und Versorgerin der Familie vor. Zum einen können die Mädchen verschiedene berufsbildende Kurse absolvieren, z.B. im Koch-, Schneider- oder Friseurhandwerk. Dies öffnet ihnen die Tür zum geregelten Arbeitsmarkt. Zum anderen lernen sie, wie sie sich und ihr Kind gesund ernähren und worauf sie bei der Hygiene achten müssen, damit ihre eigene Gesundheit und die ihres Kindes erhalten bleiben.

Viele junge Mütter erfahren bei den Salvatorianerinnen erstmals echte Wertschätzung. Zuvor haben sie sich in ihrem Leben oft geschämt: für ihre fehlende Bildung, für ihre vermeintlich eigene Schuld an einer Vergewaltigung, für ihren naiven, viel zu frühen Wunsch nach einer eigenen, intakten Familie. Die Schwestern verurteilen nicht, sondern hören zu, machen Mut und treiben an. Die Frauen entwickeln vorsichtig ein positives Selbstwertgefühl und ein liebevolles Verhältnis zu ihrem (ungeborenen) Kind. Viele sind am Ende auch in der Lage, eine gute Beziehung zum Vater ihres Kindes oder zu einem neuen Partner einzugehen. Große Sprünge werden nur wenige Frauen machen können, doch in bescheidenem Umfang ist ein selbstbestimmtes Leben für alle möglich.

Wenn Kinder Kinder kriegen

TEXT: Sr. Maria Yaneth Moreno Rodriguez SDS*

MITARBEIT: Petra Gramer

Auf vier Kontinenten setzen sich Salvatorianerinnen dafür ein, dass Kinder tatsächlich Kinder sein dürfen: dass sie mit Gleichaltrigen spielen, miteinander lernen und sich Schritt für Schritt entwickeln können. Die wohl wichtigste Voraussetzung dafür ist eine starke, intakte Familie, in der die Kinder aufwachsen. Tatsächlich werden viele Kinder in schwierige Verhältnisse hineingeboren, häufig sind ihre Mütter selbst noch Kinder. Deren Kindheit war oft alles andere als unbeschwert. Umso wichtiger ist es, dass sie nicht allein gelassen werden, wenn sie Verantwortung für die nächste Generation übernehmen. Ein Plädoyer.

Teenagerschwangerschaften

Weltweit bringt ungefähr jedes fünfte Mädchen ein lebensfähiges Kind zur Welt, obwohl es selbst noch minderjährig ist. In den Entwicklungsländern gebären jeden Tag rund 20.000 Mädchen unter 18 Jahren. Dies sind mehr als 7 Millionen Geburten pro Jahr. Zählt man alle Schwangerschaften, nicht nur die Geburten, ist die Zahl sogar noch viel höher.

Wenn eine Minderjährige schwanger wird, ändert sich ihr Leben meist radikal. Oft endet ihre Ausbildung und ihre beruflichen Aussichten schwinden. Sie wird anfälliger für Armut und Ausgrenzung, und oft leidet ihre Gesundheit. Komplikationen aufgrund von Schwangerschaft und Geburt sind die häufigste Todesursache bei jugendlichen Mädchen.

Teenagerschwangerschaften treten in Entwicklungsländern häufig innerhalb der Ehe auf. In der Regel sind sie nicht das Ergebnis einer absichtlichen Entscheidung - die Mädchen haben oft wenig Einfluss auf Beschlüsse, die ihr Leben betreffen. Eine frühe Schwangerschaft ist vielmehr eine Folge des geringen oder fehlenden Zugangs zu Bildung, Aufklärung oder Gesundheitsversorgung.

Quelle: UNFPA – Bevölkerungsfonds der Vereinten Nationen



Im Matthäus-Evangelium (Mt 15,21-28) lesen wir von der kanaanäischen Frau, einer Heidin, die sich in ihrer verzweifelten Sorge um ihre kranke Tochter an Jesus wendet. Dieser fühlt sich nicht zuständig, hat zunächst kein einziges Wort und schließlich nur einen wenig schmeichelhaften Tiervergleich für die Frau übrig. Doch diese gibt nicht auf. Ihr Kind ist doch nicht weniger wert als andere Kinder! Mit ihrem Appell an die Gnade Gottes kann sich die Frau am Ende argumentativ behaupten. Jesus erkennt ihren Glauben und seine ablehnende Haltung wandelt sich in einen Akt der Gerechtigkeit und der Barmherzigkeit. Die Tochter der Frau wird wieder gesund.

Bildung und Verdienstmöglichkeiten schaffen

Inspiziert von der Kanaaniterin danke ich Gott für die umsichtige Arbeit so vieler Salvatorianerinnen, die Frauen dazu befähigen, die Umstände ihres Alltags zu verändern. In ihren Beziehungen zu anderen Menschen erfahren die Frauen häufig Machtmissbrauch und Unterdrückung. Es ist wohl nachvollziehbar, dass dies in ihnen tiefsitzende Frustration hervorruft – und sich bei Müttern auch auf das Verhalten gegenüber den eigenen Kindern auswirkt.

Dort, wo wir Salvatorianerinnen vorrangig tätig sind, in den ärmsten Regionen unserer Erde, sind minderjährige Mütter eine häufig anzutreffende Realität. Wenn es also darum geht, Kindern ein kindgerechtes Aufwachsen zu ermöglichen, ist es eine unserer wichtigsten und vordringlichsten Aufgaben, uns auch um ihre Mütter zu kümmern. Wir müssen die Talente und Fähigkeiten der jungen Frauen zur Entfaltung

kommen lassen, ihr Selbstbewusstsein stärken und ihnen die Werkzeuge an die Hand geben, die sie brauchen, um sich gut um ihre Kinder kümmern zu können. Dazu gehört auch, dass wir ihnen Möglichkeiten aufzeigen, wie sie von zu Hause aus, nahe bei ihren Kindern, ein Einkommen generieren können.

Zu guten Beziehungen befähigen

Ich bin überzeugt: Das Recht eines Kindes auf eine gute Kindheit kann nur gewahrt werden, wenn auch seine Familie in Würde leben und dem Kind ein sicheres Umfeld bieten kann. Dabei reicht es nicht aus, der Familie einfach nur die finanziellen Sorgen zu nehmen. Ein körperlich, emotional und psychisch belastetes Kind kann keine glückliche Kindheit haben, selbst wenn es materiell gut versorgt ist. Ein glückliches Kind ist eines, welches sich geliebt und geschützt fühlen darf von den Erwachsenen in seinem Umfeld. In einer intensiven, positiven Beziehung zu seinen Eltern und anderen Angehörigen entwickelt ein Kind kognitive und emotionale Kompetenz.

Damit dies gelingt, stecken wir Salvatorianerinnen sehr viel Professionalität und Liebe in unsere Arbeit. Wir hören den Eltern, insbesondere den Müttern zu und zeigen Möglichkeiten auf, wie sie die Herausforderungen ihres Alltags bewältigen können. So helfen wir, dass intakte Familien entstehen, in denen glückliche Kinder aufwachsen. Einen Beitrag dazu leisten auch unsere Kindergärten, in denen Kinder selbst in einem schwierigen Umfeld geschützt sind und unbeschwert sein können.

* Sr. Maria Yaneth Moreno Rodriguez wurde im November 2018 zur Generaloberin der Salvatorianerinnen gewählt. Mehr als 20 Jahre lang setzte sie sich in ihrem Heimatland Kolumbien vor allem für die indigene und afrokolumbianische Bevölkerung ein. Die Arbeit mit minderjährigen Müttern und ihren Kindern war dabei eine ihrer wichtigsten Aufgaben.





Kinder stark machen

„Die Philippinen sind ein Ursprungs- und Transitland für sexuelle Ausbeutung und Handel. Sie gehören weltweit zu den Top 10 Produzenten von sexuellen Inhalten mit Kindern.“ So schildert ein Report von UNICEF aus dem Jahr 2018 die dramatische Situation für Kinder auf den Philippinen. In einem Land, in dem 1 von 4 Kindern sexuelle Gewalt erfährt, hat der Kinderschutz eine ganz besondere Dringlichkeit. Salvatorianerinnen und Salvatorianer haben daher zwei ihrer Projekte vor Ort aufs Engste vernetzt und kämpfen gemeinsam für den Schutz der Kinder.

TEXT: Stefanie Adam und Petra Gramer



Die Kinderschutzbeauftragte Schwester Frances Mangabat und Sozialarbeiterin Jeniffer Basoncillo versuchen mit Seminaren und Plakaten die Mauer des Schweigens zu brechen.

Wenn Jeniffer Basoncillo die engen Gassen von Parola, dem größten Slum Manilas, betritt, laufen ihr viele Kinder ausgelassen und lachend entgegen. Bei all der Fröhlichkeit ist es schwer zu glauben, dass hier jedes zweite Kind in irgendeiner Form bereits Gewalt und Missbrauch erfahren musste. Jenniffer ist Sozialarbeiterin bei Puso Sa Puso, einer Bildungseinrichtung für Kinder und Jugendliche aus den Armenvierteln der philippinischen Hauptstadt. Oft besucht sie die Familien der Schüler und erlebt die schwierigen Umstände, unter denen die Kinder hier groß werden. Armut, Kinderarbeit, Kriminalität, Prostitution, Gewalt und Drogenmissbrauch gehören zum Alltag.

Wo beginnt Missbrauch?

Im Lernzentrum gibt Jeniffer für die Schülerinnen und Schüler Einführungsseminare zur Kinderschutzrichtlinie von Puso Sa Puso. Dabei stellt sie immer wieder fest, dass vielen der Kinder gar nicht bewusst ist, wo Missbrauch eigentlich beginnt. Nicht erst körperliche oder sexuelle Gewalt zählen dazu, auch Vernachlässigung oder seelische Misshandlung können traumatische Folgen haben. Durch die Gruppendiskussionen begreifen die Kinder oft zum ersten Mal, dass sie ein Recht auf Unversehrtheit und eine gesunde Entwicklung haben. In einem Land, in dem die Prügelstrafe erlaubt ist, Kinder ab 12 Jahren vor Gericht als sexuell volljährig gelten und Vergewaltiger ihr Opfer heiraten können, um der Strafe zu entgehen, mag dies nicht verwundern.

**PREVENTION of Child Abuse is
Everyone's responsibility!**



Umso wichtiger ist, dass Freiwillige und Mitarbeiter mögliche Missbrauchsopfer unter ihren Schülerinnen und Schülern erkennen können – gerade weil die Signale oft subtil sind: Müdigkeit und Hunger, Isolation, unbegründete Aggressivität, häufige kleinere Verletzungen, exhibitionistische Züge sind nur einige Indikatoren, die auf Missbrauch deuten. Drei volle Seiten nimmt allein der Katalog der Verdachtsmomente in der Kinderschutzrichtlinie ein. Die Liste schärft aber nicht nur den Blick der Betreuer, sondern auch den der Eltern und der Kinder füreinander - im Schulalltag und außerhalb, denn die Richtlinie müssen alle kennen und unterzeichnen.

Verhaltensregeln und Aufklärung

Das Regelwerk soll aber auch präventiv wirken und Risiken minimieren. Eine ganze Reihe von Verhaltensregeln bestimmen daher den Schulalltag für Lehrer und Schüler. Kein Kind soll mit einem Erwachsenen allein bleiben, daher gilt pro Betreuer 5 Kinder. Background-Check, polizeiliches Führungszeugnis, Referenzen – all das müssen Lehrer und Sozialarbeiter vorweisen, wenn sie sich um eine Anstellung bei Puso a Puso bewerben. Aber auch Internet und Social Media bergen große Gefahren, daher gibt es klare Regeln für den Umgang mit den neuen Medien. Aufklärungsarbeit zum Wert von Bildung, zu Kinderentwicklung und zur richtigen Ernährung ergänzen das Präventivpaket. Sie wenden sich an die Eltern der Schüler, aber auch an werdende Mütter aus den Armenvierteln, von denen viele selbst noch Kinder sind. So versucht Puso Sa Puso bei den Familien langfristig ein Umdenken zum Wert des Kindseins in Gang zu setzen.



Schwester Adeline Abamo gibt u.a. bei Puso Sa Puso regelmäßig Seminare zum Kindesmissbrauch. Dort lernen die Kinder und Jugendlichen über ihre eigenen Erfahrungen zu sprechen und sich zu wehren.

Internationales Völkerrecht und weltumspannender Katholizismus für den Kinderschutz

Schwester Adeline, genannt Adel, hat eine Mission: Alle philippinischen Kinder sollen kindgerecht aufwachsen dürfen, sich geborgen fühlen und die Chance haben, sich auszuprobieren und Talente und Fähigkeiten zu entwickeln. Deswegen ist Sr. Adel viel unterwegs, um in so vielen Einrichtungen wie möglich davon zu erzählen, wie sie die Kinder in ihrer Obhut schützen und stärken können. Gemeinsam mit weiteren Fachleuten hat die Sozialarbeiterin die bereits erwähnte Kinderschutzrichtlinie entwickelt, die unter anderem bei Puso sa Puso umgesetzt wird. Das Besondere daran: Die Richtlinie verbindet das Völkerrecht, wie zum Beispiel die UN-Kinderrechtskonvention, mit dem christlichen Glauben und dessen Überzeugung von den Kindern als denjenigen, denen das Reich Gottes gehört.



Puso Sa Puso

Kernelemente von Puso Sa Pusos sind eine Vorschule für Kinder unter 5 Jahren und ein alternatives Lernprogramm, mit dem Schulabbrecher einen staatlich anerkannten Abschluss machen können. Der Unterricht findet dort statt, wo die Kinder sind: in den Slums der Millionenmetropole Manila. Viele der Kinder wachsen in zerrütteten Familien auf, in ständiger Gefahr von Drogenabhängigkeit, Prostitution und Kriminalität ohne berufliche Perspektiven. Die meisten müssen zum Einkommen der Familien beitragen, eine Schule sehen sie nie oder brechen sie frühzeitig ab. Seit der Salvatorianer Pater Artur Chzarnowski 2008 Puso Sa Puso gründete, erhalten sie nun die Chance für sich und ihre Familien eine Zukunft aufzubauen.



SPCC: Kinderfreundliche Kirchengemeinden

SPCC, kurz für Salvatorian Pastoral Care for Children, gründeten die Salvatorianerinnen im Jahr 2001. Ihr Ziel: In ihrer Kirchengemeinde sollen die oft vernachlässigten Kinder aus den Slums einen Ort finden, an dem sie geachtet werden und Geborgenheit erfahren. Aufklärung, Stärkung und konkrete Hilfsangebote zur Bewältigung des Alltags gehören zum Programm. 4 Pfarrgemeinden, über die fast 750.000 Menschen erreicht werden können, beteiligen sich derzeit an SPCC. Darüber hinaus haben weitere Einrichtungen in Trägerschaft von Kirche und Ordensgemeinschaften die von SPCC entwickelte Kinderschutzrichtlinie für ihre Arbeit übernommen.

KINDESSCHUTZ

SEXUELLER MISSBRAUCH ALS HERAUSFORDERUNG FÜR DIE WELTKIRCHLICHE ARBEIT



Dr. Franz Marcus

Seit mehreren Jahren sind SPCC und Puso Sa Puso Projektpartner des Kindermissionswerkes „Die Sternsinger“. Dort ist Dr. Franz Marcus Projektleiter, Mitglied des Vorstands und Beauftragter für den Kinderschutz im Ausland. Er berichtet von präventiven Maßnahmen in der weltkirchlichen Arbeit und über Richtlinien und Auflagen für den Kinderschutz, die wir als Projektpartner erfüllen.

■ Sexueller Missbrauch nicht nur in der Kirche

Sexueller Missbrauch kommt in allen Kulturen, in allen Ländern und in allen sozialen Schichten vor. Der Europarat hat vor mehreren Jahren die Kampagne „One in five“ zur Bekämpfung des sexuellen Missbrauchs Minderjähriger gegründet. Die Initiatoren gehen davon aus, dass in Europa einer von fünf Minderjährigen sexuellen Missbrauch erleidet. In Indien gibt es übereinstimmende Schätzungen der Regierung und von UNICEF, die von 43% der Minderjährigen als Missbrauchsoffer sprechen. Das sind mehr als zwei von fünf. In manchen Gegenden der Welt dürften die Zahlen noch höher liegen.

Die meisten dieser Missbrauchsfälle finden nicht in der Kirche statt, sondern 90% von ihnen werden in den Familien oder im nachbarschaftlichen Umfeld der Kinder begangen. Weitere Fälle kommen in Sportvereinen, Schulen und bei Freizeitaktivitäten vor.

Als weltkirchliche Akteure müssen wir deshalb über unseren kirchlichen Tellerrand hinaus schauen und uns für alle Opfer der sexuellen Gewalt einsetzen. Kinder, die Missbrauchserfahrungen gemacht haben, gehören ebenso zu den Notleidenden und damit zu den Zielgruppen der weltkirchlichen Arbeit wie hungernde, kranke oder verfolgte Kinder. Die Kirche muss zu einem Mentalitätswandel in der Gesellschaft beitragen, was natürlich nur möglich ist, wenn sie selbst glaubwürdig ist.

■ Körperliche und seelische Folgen des Missbrauchs

Sexueller Missbrauch gehört zu den schlimmsten Dingen, die man einem Kind antun kann. Die von der deutschen Bischofskonferenz veröffentlichte MHG-Studie nennt als Folgen des Missbrauchs sowohl körperliche Beschwerden als auch psychische Symptome wie Depression, Angst, Schlaf- und Essstörungen, posttraumatische Symptome wie Flashbacks, Alpträume und Vermeidungsverhalten, selbstverletzendes Verhalten, Alkohol- und Drogenkonsum, Schwierigkeiten in Ausbildung und Beruf, Probleme in Beziehungen, Partnerschaft und Sexualität, und schließlich sogar Suizidalität. Und man muss davon ausgehen, dass Kinder und Jugendliche, die in prekären Situationen der Südkontinente aufwachsen, die Folgen sexualisierter Gewalt noch weitaus heftiger erleben als Kinder in unseren Breitengraden, wo der Zugang zu Betreuungs- und Therapiemaßnahmen wesentlich einfacher ist. Die Folgen des Missbrauchs sind noch gravierender, wenn ein Kind von einem Kleriker missbraucht wird, weil dieser als Vertreter Gottes angesehen wird und der Vertrauensverlust zu einer tiefen Glaubens- und Existenzkrise führen kann.

■ Missbrauchsprävention als integraler Bestandteil weltkirchlicher Arbeit

Missbrauchsprävention muss integraler Bestandteil weltkirchlicher Arbeit sein. Wenn Kindesschutz, wie eingangs erwähnt, eine wichtige Aufgabe des zivilen Entwicklungsengagements ist, dann gilt das erst recht für die weltkirchliche Arbeit. Kindesschutz muss als Querschnittsthema für jegliche Kooperation und Projektarbeit angesehen werden, so wie etwa Armenorientierung, Umweltverträglichkeit oder Gender-gerechtigkeit. Kinder, die Missbrauch erlitten haben, brauchen emotionale, psychologische, medizinische und juristische Unterstützung und Begleitung. Und es muss vor allem präventiv alles getan werden, damit sich die Verbrechen nicht wiederholen.

■ Richtlinien und Schulungen als Grundlage der Prävention

Richtlinien, standardisierte Meldeverfahren und Schulungen sind für die weltkirchlichen Akteure in Deutschland wie für die Partner in der Welt Grundlage der Prävention. 2011 hatte der Vatikan alle Bischofskonferenzen weltweit aufgerufen, Leitlinien zum Umgang mit sexuellem Missbrauch und zur Prävention in der Kirche vorzulegen. Die deutsche Bischofskonferenz hat wie die meisten Bischofskonferenzen weltweit ihre Aufgabe erfüllt und nicht nur Richtlinien verfasst, sondern auch einschlägige Mitarbeiterschulungen und transparente Meldeverfahren in allen Diözesen zur Pflicht gemacht.

■ Missbrauchsprävention beim Kindermissionswerk „Die Sternsinger“

Was das Kindermissionswerk „Die Sternsinger“ betrifft, so haben alle Projekte Kinder und Jugendliche als Zielgruppen. Darum gehört Missbrauchsprävention zum Standard eines jeden Projektes. Jeder Antragsteller muss über die Kindesschutzmaßnahmen in seinem Projekt Aufschluss geben, etwa über Policies und Richtlinien, institutionelle Schutzkonzepte, Verhaltenskodices, Meldeverfahren und Personalschulungen. Zu den Unterlagen, die zu jedem Projektantrag angefordert werden, gehören entsprechende Nachweise genauso zum Standard wie beispielsweise die Projektempfehlung durch den zuständigen Ortsbischof.

Bei den Projektpartnern in den Südkontinenten und in Osteuropa besteht vielfach noch große Unsicherheit, was den Umgang mit Missbrauchsfällen und Prävention betrifft. Das Problem wird häufig immer noch tabuisiert; oft gibt es keine Sprache für das Phänomen. Der Missbrauch wird dann gern als Problem der säkularisierten und liberalen westlichen Welt, nicht aber der eigenen Welt, abgetan.

Als weltkirchliche Akteure tun wir deshalb gut daran, das Thema immer wieder aktiv bei unseren Partnern anzusprechen. Eine Schlüsselrolle spielen bei der Prävention Richtlinien und Schulungen – wie bei uns in Deutschland. Dabei brauchen unsere Partner beratende, logistische und auch finanzielle Hilfe, weil diese Maßnahmen oft mit großem Aufwand verbunden sind. Noch mangelt es in den meisten Ländern an geschulten Ausbildern, die das kirchliche Personal und Multiplikatoren schulen könnten. Dafür sind meistens auch die finanziellen Ressourcen nicht vorhanden. Das Kindermissionswerk investiert zunehmend in solche Schulungen in den Ortskirchen selbst und in Rom, in Ordensprovinzen, in Großen Seminaren, an katholischen Schulen und Universitäten.

■ Aufmerksamkeit und Fallmanagement

Aufmerksame Beobachtung und Fallmanagement sind fundamentale Aufgaben für die weltkirchliche Arbeit in Deutschland. Die von Papst Franziskus geforderte Null-Toleranz-Politik gilt auch für unsere Projektpartner und für uns selbst. Als weltkirchliche Akteure sind wir verpflichtet darauf zu achten, dass das Kindeswohl in allen von uns geförderten Einrichtungen sichergestellt ist. Vor allem aber müssen wir aufmerksam auf jeden Missbrauchsvorwurf in unseren Projekten reagieren und jedem Fall bis zu seiner Aufklärung nachgehen, indem wir z.B. auch den zuständigen Bischof bzw. Ordensoberen einschalten. Dabei geht es selbstverständlich in erster Linie um das Wohl der Kinder, aber auch um unseren Selbstschutz als weltkirchliche Akteure. Dass wir allen Vorwürfen auf den Grund gehen führt außerdem dazu, dass Partner, die eventuell ungerechtfertigt angeklagt werden, entlastet werden.

Franz Marcus

Gewalt gegen Kinder



2 von 3 haben körperliche Gewalt erfahren



2 von 5 haben psychische Gewalt erfahren



1 von 4 hat sexuelle Gewalt erfahren



2 von 3 haben Gewalt durch Gleichaltrige erfahren

Council for the Welfare of children and UNICEF, National Baseline Study on Violence Against Children, 2015

Erstmals angewendet wurde die Richtlinie bei SPCC, in dessen Rahmen sich die Salvatorianerinnen seit beinahe 20 Jahren dem Aufbau kinderfreundlicher Kirchengemeinden widmen. Die Schwestern sind überzeugt: Gerade in einer von extremer Armut geprägten Umgebung sind Kirchengemeinden ein idealer Ort, um auf Kinderrechte aufmerksam zu machen, sie zu wahren und zu stärken. In den Gemeinden kommen die Menschen zusammen, inmitten des umgebenden Chaos gibt es feste Strukturen und meist gut ausgebildetes Personal, und alle stehen als Christinnen und Christen in der besonderen Verantwortung für die Jüngsten.

Anreize zum Mitmachen für alle Beteiligten

Und so machen Pfarrer die Kinderrechte zu ihrem Thema und binden sie beispielsweise in ihre Predigten mit ein. Mütter und Väter, die als Kinder oft selbst unter einer von Gewalt geprägten Erziehung gelitten haben, lernen in Seminaren, wie sie es bei ihren eigenen Töchtern und Söhnen besser machen können. Konkrete Hilfsangebote motivieren sie zur Teilnahme: Beratung zu Arbeits- und somit Einkommensmöglichkeiten für die Erwachsenen; Essen, Kleidung, Betreuung und Ausbildungsunterstützung für die Kinder. Diese wiederum können im Rahmen von SPCC häufig zu ersten Mal in ihrem Leben unbeschwert spielen und ihre Talente im Sport und in der Kunst entdecken und entfalten. Dies macht sie selbstbewusster. Nicht alle Kinder sind übrigens sofort begeistert dabei: Bei vielen überwiegt auch, aufgrund ihrer traumatischen Erlebnisse, zunächst das Misstrauen. Es sind dann oft die warmen Mahlzeiten, die als Anreiz dienen, sich SPCC zumindest einmal anzuschauen.

Trainings für Kinder und Jugendliche

„An welchen Orten und in welchen Situationen fühlst du dich unwohl? Warum?“ Fragen wie diese sind es, die Sr. Adel den Kindern bei SPCC oder Puso sa Puso stellt. In einer geschützten Umgebung, inspiriert und ermutigt durch gemeinsam gelesene Bücher oder kleine Rollenspiele, trauen sich die Kinder, von eigenen Erfahrungen zu sprechen. Sie merken auch: Manchmal bin ich es auch selbst; ich mache anderen, noch schwächeren Kindern das Leben schwer. „Wie sage ich nein?“ lautet anschließend eine der wohl wichtigsten Fragen, auf die die Kinder mithilfe von Sr. Adel und ihrem Team Antworten entwickeln.

Sich anderen anzuvertrauen, auf Hilfe zu bestehen, und wiederum selbst fair zu anderen zu sein – all dies lernen die Kinder. Und vor allem: Ich bin etwas wert und ich weiß, wann, wo und wie ich für meine Rechte einstehen kann.

Kinder stärken Kinder

Herzstück von SPCC sind die „Kinderrechtsanwälte“: Dazu gehören neben wenigen Erwachsenen vor allem Kinder und Jugendliche, die ausgebildet und sensibilisiert werden, um über Kinderrechte zu informieren und auf Anzeichen von (sexualisierter) Gewalt bei ihren Altersgenossen zu achten. Für betroffene Kinder ist es in vielen Fällen leichter, sich zunächst Gleichaltrigen anzuvertrauen. Anschließend übernehmen Psychologinnen und Sozialarbeiterinnen. Außerdem erarbeiten die Kinderrechtsanwälte Forderungen zum weiteren Kinderschutz und demonstrieren öffentlich dafür. Kinder stärken Kinder: Wo Erwachsene häufig versagen, braucht es die nächste Generation, die befähigt wird, voranzugehen und andere mitzunehmen.

Der Erfolg von SPCC kann sich sehen lassen: Mehrere tausend Kinder haben es bereits geschafft, dass sich ihre persönliche Situation verbessert hat und die Bedürfnisse von jungen Menschen im Allgemeinen stärker wahrgenommen werden. Die Kinder mit all ihren Sorgen, aber auch ihren Träumen sind sichtbar geworden. In den Slums, mit seinen vielen vernachlässigten Kindern fällt es nun auf, wenn eines längere Zeit an keinen Aktivitäten teilnimmt.

**JEDES KIND
HAT EIN RECHT
AUF EINE KINDHEIT**

30 Jahre Kinderrechte

Meine Kindheit und Berufung zum Ordensleben

Sr. Klara Berchtold SDS erzählt:

Im Jahr 1937 in Maria Steinbach im Allgäu geboren, bin ich als drittes von sechs Kindern auf einem Bauernhof aufgewachsen. Von Kindheit an waren wir eng mit der Natur und den Tieren verbunden. Unsere Eltern waren gläubige Menschen. In dieser Gesinnung – und man kann sagen: mit liebender Fürsorge – wurden wir erzogen. Es war keine leichte Zeit, unsere Eltern führten ein karges Leben und haben uns von früher Kindheit an Bescheidenheit und Sparsamkeit gelehrt.

Mit dem Heranwachsen kamen schnell kleinere Arbeiten auf uns alle zu. Unsere erste Aufgabe: Wir mussten auf die kleineren Geschwister aufpassen. Aber auch Arbeiten auf dem Hof waren selbstverständlich, so waren wir beim Versorgen und Füttern der Tiere, wie Hühner, Enten, Gänse, Kälbchen, Ferkelchen mit dabei. Ich hab die Tiere geliebt. Gleichzeitig war es unser Alltag!

Als ich 1943 eingeschult wurde, hatten wir in unserem Dorf nur einen Lehrer – er war zuständig für alle acht Klassen und für etwa 80 Schüler, die in einem Raum unterrichtet wurden. Er wusste, wie er die Klassen einteilen musste, um allen den nötigen Unterricht erteilen zu können. So fing für uns im ersten Schuljahr der Unterricht zum Beispiel zeitversetzt immer erst um 10 Uhr an. Er war ein sehr guter Lehrer!

Kindheit auf dem Bauernhof

Daheim war es am Morgen meine erste Aufgabe, die Kühe auf die Weide zu bringen, etwa 30 an der Zahl. Ich musste sie hüten und auch wieder heimbringen – egal bei welchem Wetter. Dass dabei auch öfter Tränen geflossen sind, kann man sich vorstellen! Die Schule war ganz in der Nähe, also kein Problem, pünktlich um 10 Uhr dort zu sein. Auch nach der Schule gab es auf dem Hof unserem Alter entsprechend immer Arbeiten, für die wir eingeteilt wurden. Viel Zeit zum Spielen blieb da nicht.

Foto oben:
Das Elternhaus
von Sr. Klara,
mit Blick auf die
Wallfahrtskirche.

Foto unten,
um 1939/40:
Klara (Mitte) mit
ihrer Mutter und
zwei Geschwistern.

1939/40



Als ich 9 Jahre alt war, brannte der komplette Bauernhof mit Wohnung vor unseren Augen durch einen Kurzschluss ab, unvergesslich! Wir hatten nichts mehr, waren auf die Hilfe anderer Menschen angewiesen und lernten konkret, was es heißt, arm zu sein!

Bis heute ist mir im Gedächtnis, wie schwer dies für uns, besonders auch für unsere Eltern war! Trotzdem war unsere Kindheit froh, schön und unvergesslich. Unsere Eltern hatten einen starken Glauben, konnten die schwere Situation annehmen, waren nie verbittert, sondern haben bei allem eine Zufriedenheit ausgestrahlt, die sie uns mit ins Leben gegeben haben. In meinem Leben sehe ich dies bis zum heutigen Tag als das größte Geschenk.

Die Familie: religiös und großzügig

Anderen Menschen in Not zu helfen, wie bei den wiederkehrenden Sammlungen von Caritas, Rotem Kreuz usw., war selbstverständlich. Mein Vater setzte seinen Namen auf den Sammellisten meist an die oberste Stelle und mit einem höheren Betrag, um so mit gutem Beispiel voranzugehen und auch andere Menschen zur Hilfe anzuspornen. Er hatte immer eine offene Tür und ein offenes Herz für die Not der anderen, die bei ihm stets an erster Stelle kamen.

Für unsere Eltern stand die religiöse Erziehung im Mittelpunkt. Das tägliche Tischgebet, am Abend zum Rosenkranzgebet in die Kirche und frühmorgens zur Hl. Messe zu gehen, war für uns selbstverständlich – wenngleich nicht immer so beliebt! Wir versuchten uns auch manchmal davonzustehlen, was nicht so leicht war, denn eine alte Nachbarin verpetzte uns gerne bei unserem Vater! So ist mir ihr Tod in bester Erinnerung: Unsere Mutter schickte uns los, Tannenzweige zu holen, um einen Kranz für die Beerdigung binden zu können; was wir mit großer Freude taten, schließlich konnte sie uns nun nicht mehr anschwärzen ...!

Erste Kontakte zu Missionarinnen und Missionaren

Unsere Gemeinde Maria Steinbach ist ein Wallfahrtsort und seit jeher von den Pilgern geprägt und belebt. Darunter waren auch viele Priester und Ordensschwestern, die ich immer schon mit besonderer Aufmerksamkeit beobachtete.

Drei leibliche Schwestern meines Vaters und ein Bruder meiner Mutter gehörten verschiedenen Orden an. Eine dieser drei Tanten war in der Mission in Chile und der Bruder meiner Mutter in Australien. Diese beiden Missionare habe ich allerdings nie kennen gelernt. Mit den anderen Kloster-Tanten hatten wir viel Kontakt.



1947



1941



Foto oben links: Familienfoto, 1947. Klara ist 10 Jahre alt, in der 2. Reihe rechts neben der Mutter.

Foto unten links: Klara im Kindergarten, ca. 1941, ganz rechts mit weißem Kleid.

Foto rechts: Die Geschwister als Treppe, 1947. Klara ist das drittälteste Kind.

Dazu kam, dass die Salvatorianer unsere Pfarrei Maria Steinbach in diesen Jahren (1952) übernommen hatten, und so gab es auch in diesem Zusammenhang intensiven Kontakt. Ordensleben und Mission waren für mich keine Fremdwörter. Als junges Mädchen hatte das Wort Mission in meinem Herzen schon früh ein Feuer entzündet: Ich wollte nach Afrika.



1956 bei der Einkleidung in Passau, ganz rechts im Bild. 1959 auf dem Hirtenfeld, im Hintergrund Bethlehem.

Eines Tages, ich dürfte 15 Jahre gewesen sein, lud in einem Nachbarort ein Missionar aus Afrika zu Messe und Lichtbildervortrag ein. Natürlich fuhr ich am Abend mit dem Fahrrad dort hin. Klar war auch, dass der Missionar für die Mission sammelt. Ich nahm meinen letzten ersparten Pfennig mit, denn ich wollte damals schon alles für die Menschen in der Mission geben. Ich weiß noch gut, als der Klingelbeutel immer näher heran kam und ich mit mir selber kämpfte, ob ich nicht doch ein wenig zurückbehalten soll? Die innere Stimme sagte mir „nein, alles“, und dies tat ich auch. Welche große, innere Freude ich dadurch erfuhr. So manches könnte ich weiter erzählen ...

Hinaus in die Welt

Als ich dann mit gerade 17 Jahren meinen Eltern eröffnete, dass ich ins Kloster gehen will, waren sie erst schon etwas erstaunt. Nicht, weil sie dagegen waren, sondern mein Alter bedachten. Meine Mutter sagte nur: Du bist zu jung und weißt nicht, was du willst!

Meine spontane Antwort: Ich weiß, was ich will! Ohne meinen Freundinnen oder anderen davon zu erzählen, habe ich gleich den nächsten Schritt unternommen, Broschüren von den Salvatorianerinnen kommen lassen und mich angemeldet. Erst am letzten Abend, bevor ich mein Elternhaus verließ, habe ich mich verabschiedet. Eine große Überraschung für alle im Dorf!

Nach den ersten Jahren meiner Kandidatur und dem Noviziat kam ich 1957 nach Rom ins Mutterhaus zur Vorbereitung auf den Einsatz in der Mission. Ein Jahr später ging es dann in die Ferne – aber nicht nach Afrika, sondern ins HL. Land, wo ich bis heute und seit inzwischen 60 Jahren in Beit Sahour, Ramallah, Emmaus und in unserer Salvatorschule Nazareth mit großer Freude wirken kann und darf.

Tiefe Zufriedenheit

Mein innerster Wunsch, der mich mein Leben hindurch begleitet hat, ist, armen Menschen in allen Situationen ihres Lebens zu helfen: wem auch immer und ganz gleich in welcher Situation. Durch und mit all meinen Bemühungen ging mein Wunsch vielfach in Erfüllung! Mein Leben wurde durch so manche Härte geprägt, doch zugleich mit viel mehr Freude und Zufriedenheit erfüllt! Ich darf sagen, dass Gott immer die Mitte meines Lebens war und es bis heute ist, auch in turbulenten Zeiten und schwierigsten Situationen.



Als Schüler im Salvatorkolleg Lochau-Hörbranz

Mit Elf ins Internat, um einmal Missionar zu sein

ERINNERT SICH: Pater Georg Fichtl SDS



*Fronleichnamsprozession, ausgehend vom
Salvatorkolleg Lochau-Hörbranz.*



1963



*Georg, aufgestellt zum ersten
Klassenfoto.*

1964

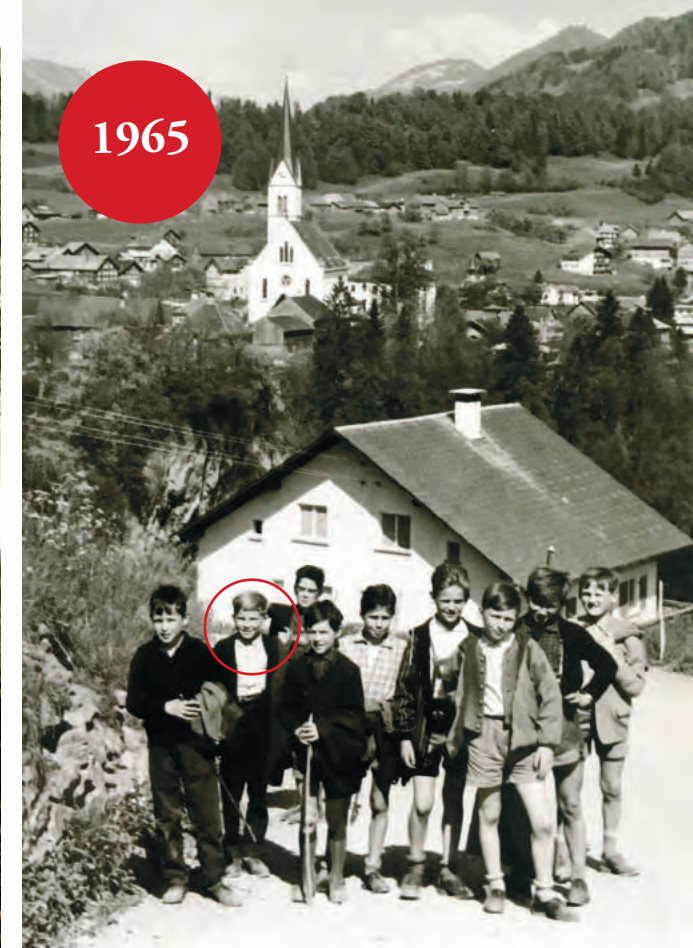


1966



*Aufbrechen mit den Schulkameraden und wandern: zur Ruggburg, nach Hittisau, nach Damüls.
Gemeinsam gehen war prägend. Bis jetzt führt Pater Georg alljährlich die Salvatorianischen Pilgertage
an, unter weltkirchlichen Vorzeichen.*

1965



Noch heute erinnere ich mich an das Englischdiktat (Dictation) im Oktober 1966. Ich war in der 8. Klasse des Progymnasiums der Salvatorianer in Lochau-Hörbranz. Wenn ich das Kurzschuljahr bestehen wollte, musste ich die Note 3 erreichen. Ich nahm meine Zuflucht zu Jesus; er sollte mir helfen, wenn er wollte, dass ich Priester werde. Und tatsächlich erreichte ich diese Note.

Wie war es überhaupt zu dieser Situation gekommen? Ich entstamme einer Bauernfamilie und habe fünf Geschwister. Ein Großonkel war Pfarrer, ein Onkel Ordensbruder, Cousinsen von Vater und Mutter waren Ordensschwwestern. Aus der Nachbarschaft ging auch eine junge Frau ins Kloster. Kirchliche Berufe standen hoch im Kurs. Die tägliche Messe vor der Schule war selbstverständlich. Ein Jahr nach meiner Erstkommunion übernahm ein

Pallottinerpater die Pfarrseelsorge. Mehr als 30 Jahre war er in Brasilien – „in der Mission“ – gewesen. Ihm gelang es eine Bubengruppe zu gründen, für die der Priesterberuf ein Thema war. Ich war einer der Sechs; mein Bruder hatte mich mitgezogen.

Dann kam die erste Hürde. Wenn Priester, dann zuerst Gymnasium! Aber welches? Mein „Onkel Hannes“ war Salvatorianerbruder im „Kolleg Lochau“. Ein Besuch überzeugte mich. Es waren nicht das Raumangebot, der klösterliche Tagesablauf oder das breitgefächerte Programm, sondern die lachenden Gesichter. Da ging es richtig lustig zu. Der Bodensee und die Berge überzeugten zudem. Nach Ostern 1963 war ich mitten drin – unter den 110 Buben, die auf fünf Klassen verteilt nach dem Lehrplan von Baden-Württemberg unterrichtet wurden. Denn die Oberstufe absolvierten wir in Bad Wurzach.



Orchesterprobe

1963



Betroffen vom tödlichen Skiunfall eines Mitschülers an dieser Stelle.

1965



Vorbilder, Missionare, Primizen und Jubiläen beeindruckten den Heranwachsenden, gerne war er Ministrant.



Beim Fasching mittendrin dabei.

1967

... nie wieder war das Leben von Begegnen, von Wiedersehn und Weitergehn so voll ...

Aus Rainer Maria Rilke: Kindheit

Natürlich fielen mir 11-Jährigem die ersten Tage nicht leicht, zumal ich auch noch Namenstag hatte. Eine Hilfe war mein Onkel. Aber mehr noch half mir das bunte Programm: Messfeier am Morgen, Rosenkranz nachmittags, Abendgebet vor dem Bettgehen; Vorlesen bei Tisch; Unterricht, Lernen, Lesen und Briefe schreiben; Fußball und Tischtennis. Da hatte das Heimweh kaum eine Chance. Stress machten mir die (lateinischen) Ministrantengebete. Der erste Anlauf ging daneben. Doch im Laufe der Jahre gehörte der regelmäßige Altardienst zu unserem Leben.

An Pfingsten kam ich das erste Mal wieder heim. Der Hausgang erschien mir so niedrig. Nichts war mehr so, wie ich es verlassen hatte. Doch die Ferien waren im Nu vorbei. Ich tauchte wieder in die andere Welt ein: 40 Mann in einem Schlafsaal, die Kleiderschränke in den Gängen, um die 25 im Klassenzimmer, alle gemeinsam im Speiseraum und in der Kapelle. Eine Privatsphäre war unbekannt.

Dann kamen die Sommerferien. In der Zwischenzeit war mein jüngerer Bruder auf die Welt gekommen. Selbstverständlich half ich bei der Heuernte. Zudem boten wir „Ferien auf dem Bauernhof“ an. Alle rückten enger zusammen. Wir Kinder kümmerten uns um die Gastfamilien. Dieses Leben gefiel mir, entsprechend schwer fiel mir die Rückkehr ins Internat. Da lernte ich das Heimweh kennen. Das war aber auch der Zeitpunkt, dass ich in Lindau „den Freischwimmer“ machte.

Nun nahm der Unterricht Fahrt auf. Extemporalen und Schulaufgaben nahmen zu. Die Schule wurde mehr und mehr zu einer ernsten Angelegenheit. Die Sprachen machten mir zu schaffen. Der Direktor meinte sogar, dass mich das Gymnasium überfordert. Doch meine Eltern ließen sich nicht darauf ein, mich mit nach Hause zu nehmen. Allerdings war an ein Mitspielen beim großen Theater nicht zu denken. Schließlich sollte ich mich auf das Lernen konzentrieren. Schade.

Wer jetzt meint, die große Tristesse wäre ausgebrochen, den muss ich enttäuschen. Von Montag bis Samstag fand vormittags der Unterricht statt. Nach dem Mittagessen spielten wir Fußball. Mittwochs und sonntags waren Wanderungen angesagt und am Samstagnachmittag das Putzen und Duschen. Chor und Orchester waren weitere Betätigungsfelder. Mithilfe bei der Obsternte, Vorbereitungen für den Nikolaustag, die jährliche Theateraufführung oder der Fasching sorgten für Abwechslung. Oft ging's im Winter zum Skifahren auf den Pfänder und im Sommer zum Baden an den Bodensee. Im Juli erkundeten wir mit dem Bregenzer Wälderbahnle die Vorarlberger Bergwelt oder radelten gar zum Säntis.

Unterschlagen möchte ich auch die „Botschaften zwischen den Zeilen“ nicht. Sie wurden nicht durch Radio oder Fernsehen vermittelt, die kaum eine Rolle spielten, sondern durch besondere Ereignisse. Die bestürzte Miene von P. Ansgar gab z.B. der Ermordung Kennedys eine zusätzliche Dramatik. Oder der tödliche Skiunfall eines Mitschülers hinterließ tiefe Spuren. Gerade hier zeigte sich die enge Verflochtenheit untereinander. Viele umschreiben das mit dem Satz: „Lochau war sehr familiär.“

Eine weitere Spezialität dieser Kollegsschule: Wir hatten regelmäßig Besuch aus aller Welt. Primizianten, Missionare aus Taiwan, Ordensstudenten aus Südamerika und Mitglieder der Ordensleitungen gaben sich die Türklinken in die Hand. „Urbi et orbi“ wurde greifbar. So wuchs bei mir immer mehr der Wunsch, in dieser weltumspannenden Organisation als Priester aktiv zu werden. Die bestandene 8. Klasse war ein weiteres Indiz, dass ich mich auf dem richtigen Weg befand.

Pater Georg – seit 2006 Missionsprokurator der Salvatorianer – und der kongolesische Mitbruder Pater Delphin feiern mit den Kindern Gottesdienst in Maria Steinbach. Die Ki-Mi-Ta (Kinder Missionstage) standen unter dem Motto: Fremde werden Freunde.



2016

Die Freiheit finden

In Rumänien ist das Erwachsenwerden schwer: Jedes zweite Kind ist armutsgefährdet, viele Eltern arbeiten weit weg von daheim. Umso wichtiger sind Kindertagesstätten wie jene, in der Mădălina groß geworden ist.

TEXT: Anna Maria Steiner

FOTOS: © Caritas Steiermark und Stefan Friesinger



Von der Quereinsteigerin zur Klassenbesten: Ihren späten Schuleinstieg hat Mădălina mühelos aufgeholt. Das schüchterne Kind von damals (linkes Foto oben) ist heute eine selbstbewusste Jugendliche (rechtes Foto oben, links im Bild und unteres Foto, rechts im Bild). Welchen Beitrag dazu die Kindertagesstätte geleistet hat, erzählt die Fünfzehnjährige im Interview (im Bild rechts oben Caritas-Temeswar-Mitarbeiterin Daniela Potzinger).

„Meine Lieblingsfächer? Rumänisch, Englisch, Biologie.“ Mădălinas Augen funkeln, wenn sie von der Schule spricht. Auch heuer schließt die Siebtklässlerin die Klasse als Beste ihres Jahrgangs ab – und das ist längst nicht alles: Die Fünfzehnjährige liest für ihr Leben gerne, spielt Piano und hat bei der landesweiten Wissensolympiade sogar Platz eins für den Kreis Temeswar geholt. Am allerliebsten aber, und spätestens jetzt strahlt die junge Rumänin über das ganze Gesicht, schreibt sie Gedichte. „Meist über mein Leben – darüber, wie ich die Dinge sehe“. Heute sieht Mădălina die Welt positiv, in allen ihren Farben. Doch das war nicht immer so.

Aufgewachsen ohne Mutter und in großer materieller Armut, sind Mădălinas erste Lebensjahre alles andere als idyllisch. Während Gleichaltrige längst in Kindergarten oder Schule gehen, wohnt sie mit ihrem Vater auf der Straße in einem Wohnwagen und lebt prekär. Eine Geburtsurkunde gibt es für das Mädchen erst, als die beiden nach Temeswar kommen und bei der dortigen Caritas andocken. Kinder ohne Papiere sind in Rumänien keine Seltenheit – für ihre Bildungsverläufe

ist das stets ein Problem. Denn wer auf dem Papier nicht existiert, für den gibt es weder Platz im Kindergarten, noch in der Schule, und selbst das bescheidene Kindergeld von umgerechnet 18 Euro monatlich bleibt aus. Mădălina und letztlich auch ihr Vater haben Glück. Die Versäumnisse ihres späten Schuleinstiegs als Neunjährige holt das Mädchen auf und avanciert bald zur Besten in ihrer Klasse. Vater Nicolaie, der seine Tochter mit viel Liebe großzieht, ist sichtlich stolz auf sie. Seit der bescheiden und freundlich wirkende Mann auf der Beschäftigungsfarm der Pater-Berno-Stiftung nahe der Stadt Temeswar Arbeit gefunden hat, ist sein Leben und das seiner Tochter sichtlich leichter. Während er als Farmarbeiter tätig ist, geht Mădălina in die Kindertagesstätte und die Schule. „Ich dränge Mădălina in keine Richtung, aber wenn sie studieren möchte, freu' ich mich“, sagt Nicolaie in solidem Englisch. Und dann, etwas verhalten, meint er, der seine Kindheit im totalitären Rumänien Ceaușescus zugebracht hat: „Ich hoffe, ich darf das alles noch erleben.“

„Da hab ich etwas tun müssen...“

Wir schreiben das Jahr 1989. Wer den politischen Umsturz in Rumänien im Dezember vor 30 Jahren verfolgte, erinnert sich womöglich heute noch mit Schrecken an die via Farbfernsehen gesendeten Bilder: bleiche Kinder, abgemagert, in einer Ecke hockend oder in Exkrementen auf schmutzigen Matratzen vegetierend. Diktator Ceaușescus Verständnis von Familienpolitik war es geschuldet, dass rumänische Kinder mit Beeinträchtigungen mitunter ein grauenvolles Dasein fristen mussten. Schulische Aufklärung, Verhütung oder Abtreibung waren lange Zeit verboten. Wer als Frau trotzdem einen Abortus herbeiführte, durfte anschließend medizinisch nicht behandelt werden. All das diente Nicolae Ceaușescus Plan, Rumänien bis zum Jahr 2000 zu einem 30-Millionen-Einwohner-Land zu machen. Als Folge hoher Geburtenraten, überlasteter Familien und Nahrungsmittelknappheit wuchsen tausende Kinder in überfüllten Heimen auf. Wer als Kind in einer der landesweit 41 Anstalten leben musste, wurde dort eingestuft als „förderbar“, „teilerförderbar“ oder als „irecuperabili“, was so viel bedeutete wie „nicht reparierbar“. Bis zur politischen Wende 1989 betrug die Sterblichkeitsrate in Rumäniens Kinderheimen zeitweise bis zu 25 Prozent.

Not in ihren schlimmsten Ausformungen fand am Beginn der 1990er-Jahre auch der Salvatorianer Pater Berno Rupp in Rumänien vor. Sein Orden hatte den Sozialseelsorger aus Bergatreute unmittelbar nach der politischen Wende ins bitterarme Balkanland geschickt. Was ihn dort erwartet, soll der im September 2017 verstorbene Priester ein Leben lang nicht vergessen. „Ein kleines Kind, zwei Wochen alt, verhungert an der Brust der Mutter ...“ Als erste Amtshandlung beerdigt Pater Berno im Temeswarer Bezirk Mehala ein Baby, das starb, weil es zu wenig Milch bekam. Noch ein Vierteljahrhundert später, bei einem zweistündigen Gespräch im März 2016, steigen Pater Berno beim Gedanken daran Tränen in die Augen. „Da hab ich etwas machen müssen“, sagt er mit scharfer Stimme und ballt dabei die Faust. Und getan hat Pater Berno Rupp sein ganzes Leben lang. Als er im Winter des Jahres '91 sieben Straßenjungen im Lüftungsschacht des Salvatorianer-Klosters in Temeswar entdeckt, ist sein Engagement für die Ärmsten in Rumänien nicht mehr zu bremsen. Den Jungen gibt er Essen und warme Anoraks und richtet für weitere Bedürftige im Kloster eine Suppenküche ein, in der bis zum heutigen Tag Menschen mit Mahlzeiten versorgt werden. Berno sammelt unermüdlich Lebensmittel, Nahrung, Geld und hilft Menschen aller Altersgruppen. Doch wer ihm besonders am Herzen liegt, sind Kinder. Vielleicht, weil er, der so viel lachte, scherzte, Gitarre spielte und lautstark sang, Zeit seines Lebens eines von ihnen blieb.



„Keiner wird vergessen.“ Pater Bernos Leitspruch galt auch bedürftigen Kindern in Rumänien. In der Kindertagesstätte, im Frauenhaus und auf der Beschäftigungsfarm finden Kinder und Jugendliche im Kreis Temeswar das, was sie zum Erwachsenwerden brauchen: Nahrung, Bildung und Erwachsene, die an sie glauben.



Ab 1998 entstehen nach und nach fünf Hilfswerke für Bedürftige im Kreis Temeswar: ein Obdachlosenasyl, ein Frauenhaus, eine Farm für erwerbslose Menschen, ein Altenpflegeheim und jene Kindertagesstätte im Dorf Bacova, in die auch Mădălina seit Jahren kommt. „Anfangs war es schwer für mich. Ich kannte niemanden, alles war neu und ich selbst war sehr erschrocken. Die anderen Kinder waren auch nicht immer nett zu mir...“, erinnert sich die Musterschülerin zurück an die ersten Monate in der Nachmittagsbetreuungseinrichtung der Pater-Berno-Stiftung. „Dann aber habe ich mich an die anderen gewöhnt und sie sich an mich.“ An die 40 Kinder kommen jeden Tag hier her, essen sich nach einem anstrengenden Schultag erst einmal satt und finden einen warmen Platz zum Hausaufgabenmachen. Das alles gibt es zuhause häufig nicht. Auch im zweitärmsten EU-Land haben nicht alle Menschen ausreichend zu Essen. Laut Welthungerhilfe gibt es bei acht Prozent der unter Fünfjährigen in Rumänien Wachstumsverzögerungen aufgrund von Hunger. Jeder vierte rumänische Bewohner lebt unter der Armutsgrenze. Von den Kindern ist gar jedes zweite von Armut betroffen – und das nicht nur im materiellen Sinn. Denn noch etwas Entscheidendes zum Erwachsenwerden fehlt tausenden Minderjährigen im Balkanland: Eltern, die daheim warten, trösten und ihr Kind umarmen.

Eine Viertelmillion „Allein-zuhause-Kinder“

Rumäniens Kinder verarmen zusehends emotional. Grund dafür ist die Arbeitsmigration, die ihre Eltern zur Jobsuche ins Ausland führt. Ein monatlicher Mindestlohn von umgerechnet 453 Euro – bei Benzinpreisen wie in Österreich oder Deutschland – veranlassen immer mehr Rumäninnen und Rumänen dazu, in einem EU-Nachbarland nach einem Job zu suchen, von dem die Familie leben kann. Während nur ein Prozent der Deutschen und drei Prozent der Österreicher außerhalb des Heimatlandes arbeitet, tun das nicht weniger als 20 Prozent der Rumäninnen und Rumänen. Rumänische Pflegerinnen führen die Liste der in der 24-Stunden-Pflege tätigen Arbeitskräfte in Österreich an – und lassen ihre Kinder

Georg aus Graz (im Vordergrund links) und seine Eltern haben Hefte und Stifte mitgebracht, die der Sechsjährige gleich nach seiner Ankunft an die Kinder in der Tagesstätte in Bacova verschenkt.



Fotos: © Stefan Friesinger



im Ursprungsland zurück. Die Zahl dieser „Copii singuri acasa“, der rumänischen „Allein-zuhause-Kinder“, wächst laut Nationalbehörde für Kinderschutz und Adoption signifikant. Waren in Rumänien Anfang 2013 noch 82.000 elternlose Kinder registriert, sind es im Juni 2017 knapp 97.000 Kinder ohne Eltern. Noch höhere Zahlen liefert die Kinderschutzorganisation „Save the Children“, die 212.000 schulpflichtige Kinder in Rumänien zählt, deren Eltern im Ausland sind. Rechnet man auch Kinder im Vorschulalter hinzu sowie Minderjährige, die nicht im Bildungssystem erfasst sind, sei die Zahl der „Allein-zuhause-Kinder“ im Land sogar mit 250.000 zu beziffern, schätzt Caritas Rumänien. Damit machen elternlose Kinder und Jugendliche in Rumänien nicht weniger als 1,16 Prozent der Gesamtbevölkerung aus, oder anders ausgedrückt: Jeder 100. Mensch in Rumänien ist ein Kind, das ohne seine Eltern lebt. Staatliche Nachmittagsbetreuungseinrichtungen gibt es in Rumänien dennoch nicht, sondern lediglich privat oder von Hilfsorganisationen wie Caritas oder Pater-Berno-Stiftung betriebene.

Ohne Mama, ohne Papa: Etwa 250.000 rumänische Kinder wachsen ohne ihre Eltern auf, weil diese im Ausland Arbeit gefunden haben. Umso wichtiger sind Kindertagesstätten, wo gegessen wird, gespielt, gelernt und zugehört.



Freiheit von Kindesbeinen an

Wieder zurück bei Mădălina – dem Mädchen, das sich selbst als „glücklich“ bezeichnet und sich aufs Erwachsenwerden freut. Worüber sie spontan ein Gedicht schreiben würde? Die Schülerin denkt nach. „Jetzt, in diesem Moment? Über Chancen, die man bekommt im Leben. Welche die meinen sind, wird sich noch zeigen. Aber eines weiß ich: Dass sie groß sind und ich sie nutzen muss. Denn ob ich sie verwerte, hängt schließlich von mir ab.“ Nicht ausschließlich von dir, Mădălina, denke ich insgeheim und frage nach, was ihr zufolge Kinder mitbekommen sollten für ein gutes Leben. Mădălina beginnt wieder zu strahlen: „Was ich schon immer haben wollte, das war Freiheit!“, antwortet der Teenager in perfektem Englisch. „Freiheit-Haben heißt für mich, dass man mir Aufmerksamkeit schenkt, mir zuhört und meine Meinung gelten lässt. Und umgekehrt, dass ich meine Meinung offen sagen kann.“ Ob das alles bei ihr der Fall sei? „Ja“, sagt Mădălina lächelnd, „weil ich Menschen gefunden habe, die mir zuhören. Zu Hause, in der Schule und in der Kindertagesstätte.“

Die Zeit mit den Kids

„Die Dinge durch die Augen eines Kindes sehen und sich darauf besinnen, was wirklich wichtig ist.“ So oder ähnlich lautet eine Lernerfahrung, die unsere jungen Freiwilligen rückblickend auf ihren Einsatz gemeinsam haben. In Kindergärten, Grundschulen und in informellen Lernprojekten begleiten und ermutigen sie die Kinder, in denen so viele Potentiale darauf warten entdeckt und gefördert zu werden. Wann immer das gelingt, sind es beglückende Momente!

„Kind sein“ bedeutet für mich auch frei sein – frei im Sinne von vorurteilsfrei. Vorurteile haben wir vor allem gegenüber Gruppen, mit denen wir wenig zu tun haben. Meistens sind uns diese Vorurteile auch gar nicht richtig bewusst. Wie der Name schon sagt: Wir bilden uns ein Urteil, bevor wir die Person richtig kennenlernen.

Ein dunkelhäutiger Mensch ist in Deutschland leider oft mit negativen Vorurteilen konfrontiert. Aber auch als hellhäutige Freiwillige in einem ostafrikanischen Land wird man in das Stereotyp gedrängt, wir wären so richtig reich und könnten Geldscheine praktisch zum Tapezieren benutzen. Das hat mich oft gestört: Menschen nicht durch meine Person für mich einzunehmen, sondern durch meinen vermeintlichen Wohlstand.

Das brauchte ich bei Kindern nicht zu befürchten. Natürlich sahen die Kinder, dass ich weiß bin. Oft waren sie dann fasziniert oder reagierten ängstlich. Aber sie zogen daraus keine anderen Schlüsse und sie gaben mir die Chance, sie für mich zu gewinnen.

In diesem Sinne sollten wir Erwachsene öfter Kind sein. Vorschnell über jemanden zu urteilen, mag uns einfacher fallen, aber gerecht ist es nicht!



Philomena Beutlhauser
Tansania
2017-2018



Moritz Körner
Philippinen
2017-2018

Wenn ich ans Kindsein denke, denke ich an Freisein, sich fallen lassen zu können. Kindern ist es möglich, die Welt noch ohne jeglichen Filter oder bestimmte Wertungen zu betrachten. In ihnen liegt eine Unbefangenheit, die zumeist mit dem Älterwerden mehr und mehr abnimmt.

Das Umfeld, in welchem sie aufwachsen, prägt Kinder in so vielen unterschiedlichen Art und Weisen und dennoch haben sie alle etwas gemeinsam: Neugierde, Verspieltheit und eine erstaunliche Offenheit dem Unbekannten gegenüber.

Bei meiner Arbeit mit den Kindern in Payatas ist mir das Tag für Tag ins Auge gesprungen und oft füllte mich diese besondere Art der Kinder auch an einem schlechten oder anstrengenden Tag wieder mit Motivation und Zuversicht. Manchmal kann es hilfreich sein, die Dinge einmal wieder wie durch die Augen eines Kindes zu sehen und sich darauf zurückzubessinnen, was wirklich wichtig ist.

Falls dich das Fernweh packt und du auch als Freiwillige(r) in die Welt ziehen oder du weitere Informationen zu unserem Freiwilligendienst bekommen möchtest, melde dich bei uns. Wir freuen uns auf deine Fragen.

www.cosamaz.org

Globales Lernen dank Schulpartnerschaft

Seit dem Schuljahr 2017/2018 besteht eine Partnerschaft zwischen der Katholischen Grundschule Hand in Bergisch Gladbach (NRW) und der St. Thomas Nursery School der Salvatorianerinnen in Ooty, Indien. Mit viel Freude und Engagement bringen Claudia Döllmann, Konrektorin und Religionslehrerin in Bergisch Gladbach, und Sr. Jaya, Schulleiterin in Ooty, die Kinder der anfangs 3. Klassen zusammen. 40 Kinder sind es in Deutschland, 12 in Indien. Sie stellen fest: Es ist ziemlich cool, auf Englisch zu schreiben und Briefpost vom anderen Ende der Welt zu bekommen – und auf diese Weise zu erfahren, was dort anders ist und was doch sehr ähnlich zu dem, was man selbst kennt.



In Ooty leben rund 90.000 Menschen. Die Stadt liegt auf 2.200 Meter Höhe. Viele Erwachsene verdienen sich als Tagelöhner in der Landwirtschaft. Viele Kinder gehen gar nicht oder nur sehr wenige Jahre zur Schule. Die Salvatorianerinnen stehen in engem Kontakt mit den bedürftigsten Familien und ermöglichen den Kindern den Unterrichtsbesuch.



„Eure Kostüme sind echt schick!“

„Was ist eine Schneeballschlacht?“

„Was esst ihr gerne? Wie heißt euer Brot?“

„Warum ist es komisch, wenn ich meinen indischen Freund nach seinen Lieblingsautos frage?“



Foto: © Claudia Döllmann



„Welches ist euer Lieblingsspiel?“

„Wie lange seid ihr jeden Tag in der Schule?“

„Wir sprechen gerade viel über Umweltschutz. Ihr auch?“



Globales Lernen an Ihrer Schule? Wir bringen Sie in Verbindung!

Foto: © Claudia Döllmann

Ein- bis zweimal pro Jahr erhalten die Kinder liebevoll gestaltete Briefe von ihren Freundinnen und Freunden – und senden eigene Briefe zurück. In der Zwischenzeit wird der Kontakt über regelmäßigen E-Mail-Verkehr gehalten. Fotos und Videos werden ausgetauscht – und sogar ein Video-Chat ist schon zustande gekommen.



Bei einem Sponsorenlauf im Jahr 2018 rannten die Mädchen und Jungen in Bergisch Gladbach auch für ihre Freunde in Indien. Dank ihres Einsatzes durften sich die Kinder in Ooty über neue Bücher, Spiele und Spielgeräte freuen – und die Eltern über Zuschüsse zu den Schulgebühren.



MITMACHEN & GEWINNEN

- 1.- 3. Preis: Je 1 Stiftemäppchen
4. Preis: Afrikanische Märchen
5. Preis: CD - Afrika bewegt uns
6. Preis: DVD - Babys



Die Lösung ergibt sich, wenn Sie die fehlenden Buchstaben aus dem nebenstehenden Zitat von Dom Helder Camara ergänzen und in die richtige Reihenfolge bringen.

Einsendeschluss ist der 31. März 2020. Das Lösungswort an die auf dem Rückumschlag befindliche Adresse einsenden, auch per E-Mail möglich. Bitte geben Sie Ihre Kontaktdaten an, damit wir Sie über Ihren Gewinn benachrichtigen können.

Unter den richtigen Einsendungen verlosen wir Stiftemäppchen aus „Missionsstoff“ und mehr. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Impressum:

Salvator weltweit ist eine gemeinsame Publikation der Deutschen Provinz der Salvatorianer in München, der Salvatorianerinnen weltweit in Kerpen-Horrem und der Österreichischen Provinz der Salvatorianer in Wien

V.i.S.d.P.: P. Georg Fichtl SDS

Redaktionsteam: Stefanie Adam, P. Georg Fichtl SDS, Petra Gramer, Lukas Korosec, Ursula Schulten

Gestaltung: Gabriele Abdul-Mana

Bildnachweise: Soweit nicht anderes vermerkt, Bilder aus den Archiven der Salvatorianer und Salvatorianerinnen.

Unser Beitrag zum Umweltschutz: Gedruckt auf 100% Altpapier, FSC® zertifiziert, ausgezeichnet mit dem Blauen Umweltengel und dem EU Ecolabel

Erscheinungsweise: 1x jährlich

Inhalte und Aussagen von Fremdautoren spiegeln nicht zwangsläufig die Meinung der Redaktion wieder.

„Kindergeschichten“: FILME, BÜCHER & MEHR



Babys ist ein französischer Dokumentarfilm aus dem Jahr 2010, der vier Säuglinge aus verschiedenen Regionen der Erde in ihrem ersten Lebensjahr zeigt. Es handelt sich dabei um Ponijao aus Opuwo (vom Volk der Himba) in Namibia, Bayar aus Bayanchandmani in der Mongolei, Mari aus Tokio in Japan und Hattie aus San Francisco in den USA.

Der französische Regisseur Thomas Balmès sagte über sein Werk: „Mir geht es in meinem Film um die Vielfalt der Kulturen. Die lässt sich mit einfachen Mitteln recht eindrucksvoll anhand dieser Babys und der Umgebung, in die sie hineingeboren wurden, zeigen.“

Auf DVD im Buchhandel erhältlich oder per Stream bei verschiedenen Anbietern.



Paolo Cognetti
Acht Berge
Roman

Wagemutig erkunden Pietro und Bruno als Kinder die verlassenen Häuser des Bergdorfs, streifen an endlosen Sommertagen durch schattige Täler, folgen dem Wildbach bis zu seiner Quelle. Als Männer schlagen die Freunde verschiedene Wege ein. Der eine wird sein Heimatdorf nie verlassen, der andere zieht als Dokumentarfilmer in die Welt hinaus. Doch immer wieder kehrt Pietro in die Berge zurück, zu diesem Dasein in Stille, Ausdauer und Maßhalten. Er ringt mit Bruno um die Frage, welcher Weg der richtige ist. Stadt oder Land? Gehen oder Bleiben? Was zählt wirklich im Leben?

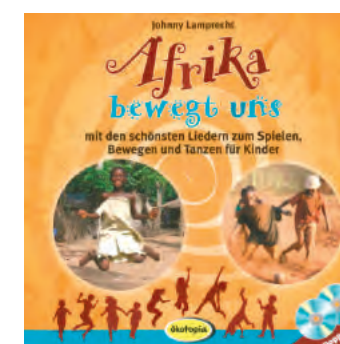
Im Handel erhältlich:
Hardcover: ISBN 978-3-421-04778-6
Taschenbuch: ISBN: 9783421047786
Online-Ausgabe: ISBN: 9783641215712



Nelson Mandela
Meine afrikanischen Lieblingsmärchen

Wissen Sie, warum es einst der Giraffe für immer die Sprache verschlug? Der Elefant einen Rüssel trägt? Und wie es kam, dass die Katze zum Haustier wurde? Hinein in die Weite afrikanischer Steppen entführt der große alte Mann Südafrikas Nelson Mandela mit seinem Band »Meine afrikanischen Lieblingsmärchen«. Zusammen mit den phantasievollen Illustrationen südafrikanischer Künstler lädt dieser äußerst liebevoll aufgemachte Märchenschatz ein zu einer faszinierenden Reise durch den schwarzen Kontinent, durch ein Afrika voller Weisheit, Witz und Lebensmut, von dem auch wir noch einiges lernen können.

Im Handel erhältlich.
Hardcover: ISBN 978-3-406-69428-8
Taschenbuch: ISBN: 978-3-423-20924-3
Hörbuch: ISBN 978-3-455-30369-8



Johnny Lamprecht
Afrika bewegt uns
Bewegungshits aus Afrika mit den schönsten Liedern zum Spielen, Bewegen und Tanzen für Kinder

Viele Lieder werden in der jeweiligen afrikanischen Sprache und in deutscher Übertragung gesungen. Um die Produktion so authentisch wie möglich zu gestalten, holte der Kinderliedermacher Johnny Lamprecht im Senegal nicht nur eine ganze Schulklasse vor das Mikrofon, sondern auch den berühmten Meistertrommler Bacary. Eine Musikergruppe aus Guinea-Conakry lässt ihre traditionellen Instrumente erklingen und die zehnjährige Amanda aus einem südafrikanischen Township beeindruckt mit ihrer kräftigen, klaren Stimme. Für den Hintergrundgesang konnte Johnny Lamprecht die südafrikanischen Sänger des Hamburger Musicals „König der Löwen“ gewinnen. Abgerundet wird die CD durch Playback-Versionen der schönsten Lieder zum Karaoke-Singen und einige Instrumentalstücke zum Träumen und Entspannen.

Die 2 Cds samt Begleitheft sind beim Ökotopia-Verlag erhältlich. www.oekotopia-verlag.de



Die Konvention über die Rechte des Kindes hat UNICEF kinderfreundlich formuliert.
www.unicef.de/informieren/materialien/konvention-ueber-die-rechte-des-kindes/50774

**Bildung ist die mächtigste Waffe,
um die Welt zu verändern.** Nelson Mandela



SALVATORIANER

*Christliche Inspiration.
Grenzenlose Nächstenliebe.*

weltweit

Spendenkonto

IBAN DE 45 7509 0300 0002 3336 19

www.salvatorianer-weltweit.org

**Bildung ist die mächtigste Waffe,
um die Welt zu verändern.** Nelson Mandela



SALVATORIANER

*Christliche Inspiration.
Grenzenlose Nächstenliebe.*

weltweit

Spendenkonto

IBAN AT36 6000 0000 0231 9452

www.salvatorianer-weltweit.org





**Salvatorianerinnen
weltweit**

Spendenkonto:
SWIFT-BIC: COKSDE33XXX
IBAN: DE29 3705 0299 0152 0033 53
www.salvatorianerinnen-weltweit.de

Höhenweg 51 | 50169 Kerpen-Horrem | Tel. +49-(0)2273 602-331 | E-Mail: mission@salvatorianerinnen.de



Salvatorianerinnen
weltweit

Spendenkonto:

SWIFT-BIC: BSSWATWW
IBAN: AT43 1919 0000 0014 7264

www.sozialwerk-salvatorianerinnen.at